

Philosophische Bibliothek

Pierre Bayle

Historisches und kritisches  
Wörterbuch

Zweiter Teil der Auswahl

Meiner









PIERRE BAYLE

Historisches und kritisches  
Wörterbuch

Zweiter Teil der Auswahl

Übersetzt und herausgegeben

von

Günter Gawlick und Lothar Kreimendahl

FELIX MEINER VERLAG  
HAMBURG

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <<http://dnb.-nb.de>> abrufbar.

ISBN-13: 978-3-7873-1786-8

ISBN-10: 3-7873-1786-4

© Felix Meiner Verlag 2006. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Satz: Kusel, Hamburg. Druck: Strauss, Mörlenbach. Bindung: Litges & Dopf, Heppenheim. Einbandgestaltung: Jens Peter Mardersteig. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

*www.meiner.de*

## INHALT

Vorwort . . . . .	VII
Bibliographie. . . . .	IX

Pierre Bayle  
Historisches und kritisches  
Wörterbuch

VORREDE ZUR ERSTEN AUSGABE . . . . .	1
ABDAS . . . . .	28
ACOSTA. . . . .	34
AMPHIARAUS . . . . .	49
ANAXAGORAS. . . . .	56
ANCILLON. . . . .	104
ANDRONICUS, Marcus Pompilius. . . . .	119
ARKESILAOS, der Philosoph . . . . .	121
ARMINIUS . . . . .	137
ARRIAGA. . . . .	145
AUREOLUS. . . . .	150
BEAULIEU . . . . .	157
CHARRON . . . . .	170
CONECTE . . . . .	195
EVA . . . . .	203
GELDENHAUR . . . . .	231
GREGOR I.. . . . .	241
HOBBS . . . . .	250
HOFFMANN . . . . .	264
JONAS, der Prophet. . . . .	270
KAINITEN . . . . .	278

KARNEADES . . . . .	288
KNUTZEN . . . . .	313
KRITIAS . . . . .	318
LA MOTHE LE VAYER . . . . .	327
LEUKIPP . . . . .	356
LUKREZ. . . . .	377
LUTHER . . . . .	417
MAJUS . . . . .	428
MARIANA . . . . .	440
MELANCHTHON . . . . .	451
MOHAMMED . . . . .	468
OVID . . . . .	542
PELLISSON. . . . .	575
RUFFI. . . . .	588
RUGGERI. . . . .	601
SARA. . . . .	614
SENNERT, Daniel . . . . .	641
SIMONIDES . . . . .	659
SOCINUS, Faustus . . . . .	683
SYNERGISTEN . . . . .	716
THALES . . . . .	736
WECHEL . . . . .	746
ZENON, der Epikureer. . . . .	753
ZOROASTER. . . . .	763
 Namenregister . . . . .	 785



## VORWORT

Nachdem die Herausgeber im Jahr 2003 einen ersten Band mit einer Auswahl von gut dreißig Artikeln aus Bayles *Dictionnaire historique et critique* in neuer deutscher Übersetzung innerhalb der »Philosophischen Bibliothek« vorgelegt haben, folgt hier anlässlich des 300. Todestages Bayles (28.12.1706) und aufgrund der positiven Resonanz, die jener Band beim Publikum gefunden hat, der zweite und abschließende Teil der Auswahlgabe. Wiederum wurden philosophisch relevante Artikel des *Dictionnaire* mit breiter Streuung der Themen ausgewählt, um Bayles Beitrag zur Diskussion damals wie heute zentraler Fragen der Metaphysik, Erkenntnistheorie, Ethik, Religionsphilosophie, Staatstheorie und Toleranz zu präsentieren. Zusammen mit den bereits publizierten liegen nunmehr gut achtzig Artikel und andere Texte aus dem *Dictionnaire* in neuer Übersetzung vor, die einen detaillierten Eindruck von Bayles Denken auf den verschiedensten Gebieten der Philosophie bieten und zugleich die Argumentationszusammenhänge sichtbar werden lassen, in denen und gegen die sich die europäische Frühaufklärung formierte.

Anlässlich einiger kritischer Stimmen zu der Zusammenstellung der Artikel in Bd. I dieser Auswahl sei angemerkt, daß jede denkbare Teilausgabe der insgesamt 2051 Artikel des Originals Wünsche offen lassen muß und sich der ganze Reichtum der geistigen Welt Bayles dem Leser nur durch das Studium des Gesamtwerks in den alten Ausgaben oder im Nachdruck erschließt. Dieses Leseabenteuer kann die vorliegende Studienausgabe schon aufgrund ihrer im Vergleich zum Original immer noch schmalen Textbasis nicht ersetzen und erhebt auch gar nicht einen solchen Anspruch. Sie ist vielmehr für philosophisch interessierte Leser und die Verwendung im akademischen Unterricht konzipiert; aus gutem Grund erscheint sie deshalb innerhalb der »Philosophischen Bibliothek«.

Das sukzessive Erscheinen dieser zwei Bände bringt es mit sich, daß die Artikel nicht in alphabetischer Anordnung stehen. Dies ist jedoch lediglich ein Schönheitsfehler, der die Benutzbarkeit der Bände in keinerlei Hinsicht einschränkt, weil die einzelnen Artikel jeweils für sich stehende abgeschlossene Texteinheiten sind.

Die Übersetzung und Präsentation der Artikel erfolgt gemäß den Richtlinien des ersten Bandes, über die dort Rechenschaft abgelegt wurde. Die Literaturangaben ergänzen die damalige Bibliographie um die zwischenzeitlich erschienenen einschlägigen Titel.

Zu danken haben die Herausgeber den Mitarbeitern an diesem Band. Wibke Korf, Daniel Lizius und Matthias Wehry haben bei der Texterfassung, der Überprüfung der Zitate Bayles und dem Korrekturlesen geholfen. Katrin Schneider hat darüber hinaus das Namenregister erstellt. Die Druckvorlage ist wiederum von Edith Schwantzer mit der gewohnten Umsicht erstellt worden.

Dank gebührt nicht zuletzt der Universitätsbibliothek Mannheim für die mitunter aufwendige Beschaffung der von uns gewünschten Literatur.

Bochum und Mannheim  
Ostern 2006

Günter Gawlick / Lothar Kreimendahl

## BIBLIOGRAPHIE

- Bianchi, Lorenzo: Un dibattito sull'ateismo agli inizi del XVIII secolo. La polemica D. Durand – P. Bayle sul caso Vanini. In: Francesco Paolo Raimondi (Hg.): Giulio Cesare Vanini dal tardo Rinascimento al »libertinisme érudit«. Atti del convegno di studi, Lecce-Taurisano, 24-26 ottobre 1985. Lecce 2003, 177–212.
- Bost, Hubert: Intolérance, tolérance et liberté de conscience dans le »Dictionnaire« de Bayle. In: Lothar Kreimendahl (Hg.): Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«. Hamburg 2004. [=Aufklärung. Interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte Bd. 16], 137–160.
- Brahami, Frédéric: Théories sceptiques de la politique: Montaigne et Bayle. In: Gianni Paganini (Hg.): The Return of Scepticism. From Hobbes and Descartes to Bayle. Dordrecht, Boston, London 2003, 377–392.
- De Lorenzis, Tommaso: I paradossi di Zenone e la critica dello spazio in Pierre Bayle. *Dianoia. Annali di storia della filosofia* 8 (2003), 103–134.
- Dierse, Ulrich: Bemerkungen über Bayles Verhältnis zu Descartes und Spinoza. In: Kreimendahl (Hg.): Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«, a. a. O., 177–190.
- Gawlick, Günter: Ciceros Präsenz in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«. In: Kreimendahl (Hg.): Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«, a. a. O., 49–66.
- Gilardi, Roberto: Hume, Bayle e il »principio di causalità«. Parte I. *Rivista di filosofia neoscolastica* 88 (1996), 421–455; Parte II., 595–623.
- Gros, Michel: L'art d'écrire dans les *Éclaircissements* du »Dictionnaire historique et critique« de Pierre Bayle. *Revue*

- philosophique de la France et de l'Étranger 195 (2005), 21–37.
- Holden, Thomas: Bayle and the Case for Actual Parts. *Journal of the History of Philosophy* 42 (2004), 145–164.
- Hossenfelder, Malte: Antiker und baylescher Skeptizismus. In: Kreimendahl (Hg.): *Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«*, a. a. O., 21–36.
- Kreimendahl, Lothar (Hg.): *Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«*. Hamburg 2004. [=Aufklärung. Interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte Bd. 16].
- ders.: Bayles »Klarstellung über die Manichäer« In: ders. (Hg.): *Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«*, a. a. O., 161–176.
- Larivière, D. Anthony/Lennon, Thomas M.: Bayle on the Moral Problem of Evil. In: Elmar J. Kremer/Michael J. Latzer (Hgg.): *The Problem of Evil in Early Modern Philosophy. Papers presented at the conference held at the University of Toronto, Sept. 3–5, 1999*. Toronto 2001, 101–118.
- Lennon, Thomas M.: Did Bayle Read Saint-Evremond? *Journal of the History of Ideas* 63 (2002), 225–237.
- ders.: Bayle on Hobbes's Alleged Atheism. In: Kreimendahl (Hg.): *Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«*, a. a. O., 67–78.
- ders.: A Rejoinder to Mori. *Journal of the History of Ideas* 65 (2004), 335–341. [zu Mori 2004]
- Lodge, Paul / Crowe, Benjamin: Leibniz, Bayle and Locke on Faith and Reason. *American Catholic Philosophical Quarterly* 76 (2002), 575–600.
- Lomonaco, Fabrizio: Religious Truth and Freedom of Conscience in Noodt and Barbeyrac: the Confrontation with Bayle. In: Paganini (Hg.): *The Return of Scepticism*, a. a. O., 415–430.
- Lorenz, Stefan: Die Darstellung der mittelalterlichen Philosophie in Bayles »Dictionnaire historique et critique«. Beobachtungen zu Voraussetzungen, Quellen und Besonderheiten

- ten. In: Kreimendahl (Hg.): Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«, a. a. O., 95–110.
- McKenna, Antony: La norme et la transgression: Pierre Bayle et le socinianisme. In: Pierre Dubois (Hg.): Normes et transgressions au XVIII<sup>e</sup> siècle. Paris 2002, 117–136.
- Minerbi Belgrado, A.: Il percorso di Bayle verso l'ateismo. Rivista di filosofia, no. 1 (2002), 35–63.
- Mori, Gianluca: Pierre Bayle on Scepticism and »Common Notions«. In: Paganini (Hg.): The Return of Scepticism, a. a. O., 393–413.
- ders.: Bayle, Saint-Evremond, and Fideism: A Reply to Thomas M. Lennon. Journal of the History of Ideas 65 (2004), 323–334.
- ders.: A Short Reply. Journal of the History of Ideas 65 (2004), 343–344. [zu Lennon 2004]
- Mulsow, Martin: Einige Bemerkungen zu Pierre Bayles Beziehungen zu Deutschland. Mit einem Anhang: Ein unveröffentlichtes Gespräch mit Bayle. In: Kreimendahl (Hg.): Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«, a. a. O., 233–241.
- Páez, Andrés: Bayle, Hume y los molinos de viento. Ideas y Valores 113 (2000), 29–44.
- Paganini, Gianni: Hume, Bayle e i »Dialogues Concerning Natural Religion«. Giornale critico della filosofia italiana 83 (2002), 234–263.
- ders.: La philosophie du »Dictionnaire« dans les »Dialogues« de Hume. Une clef pour la palinodie de Philon? In: Kreimendahl (Hg.): Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«, a. a. O., 213–232.
- ders.: Scepticisme, véracité et omnipotence divine à l'aube des lumières: le cas de Pierre Bayle. In: M. A. Bernier/S. Charles (Hgg.): Scepticisme et modernité. Saint-Etienne 2005, 25–64.
- Perez, Joseph: Carlos V. en el »Diccionario« de Bayle. Iberoromania, no. 54 (2001), 119–130.
- Piaia, Gregorio: Pierre Bayle e il medio evo. In: Revista de filosofia 46, (2001), 457–466.

- ders.: Gli aristotelici padovani al vaglio del »Dictionnaire historique et critique«. In: ders. (Hg.): La presenza dell'aristotelismo padovano nella filosofia della prima modernità. Atti del colloquio internazionale in memoria di Charles B. Schmitt (Padova, 4–6 settembre 2000). Padua 2002, 419–443.
- Ryan, Todd: Bayle's Defense of Mind-Body Dualism. In: Kreimendahl (Hg.): Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«, a. a. O., 191–211.
- Schachter, Jean-Pierre: Pierre Bayle, Matter, and the Unity of Consciousness. *Canadian Journal of Philosophy* 32 (2002), 241–266.
- Schröder, Winfried: Zwei »tugendhafte Atheisten«. Zum Verhältnis von Moral und Religion bei Bayle. In: Kreimendahl (Hg.): Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«, a. a. O., 9–20.
- Solère, Jean-Luc: Bayle et les apories de la science divine. In: Oliver Boulnois/Jakob Schmutz/Jean-Luc Solère (Hgg.): *Le contemplateur et les idées. Modèles de la science divine du néoplatonisme au XVIII<sup>e</sup> siècle*. Paris 2002, 271–326.
- Sommer, Andreas Urs: Zur »Geschichtsphilosophie« in Bayles »Dictionnaire historique et critique«. In: Kreimendahl (Hg.): Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«, a. a. O., 79–94.
- Stricker, Nicola : Die Theologie Bayles im »Dictionnaire historique et critique«. In: Kreimendahl (Hg.): Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«, a. a. O., 111–136.
- Völkel, Markus: Bayles Umgang mit seinen Quellen. In: Kreimendahl (Hg.): Die Philosophie in Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique«, a. a. O., 37–48.
- Zarka, Yves Charles: L'idée de critique chez Pierre Bayle. *Revue de Métaphysique et de Morale* (1999), 515–524.

PIERRE BAYLE

Historisches und kritisches Wörterbuch  
Zweiter Teil der Auswahl

image sur leur monnoye. Quelques Auteurs font mention d'une (K) autre Sappho.

S A R A, sœur & (A) femme d'Abraham, fut la fidelle compagne de tous ses voyages. Elle étoit déjà mariée avec lui, lors \* qu'ils se retirèrent d'Ur de \* *Genf. 11. 31. 29. Chaldée, 31.*

(K) D'une autre Sappho.] Mr. Moreri dit qu'il y a des gens qui mettent une seconde fille de ce nom d'Eritrée qui faisoit des vers, & que c'est le sentiment d'Athènes, li. 13. Athènes ne dit pas que cette autre Sappho fût Poète, ni qu'elle fût d'Eritrée; il dit qu'elle étoit d'Ereife (a), Courtisane

(a) Ville de l'île de Lesbos.

de son metier, & qu'elle fut amoureuse de Phaon. Selon ce sentiment la grande Sappho, la Sappho de Mitylene qui faisoit de si beaux vers, pourroit être réhabilitée sans beaucoup de peine dans une bonne réputation; & on n'auroit qu'à transporter sa mauvaise renommée sur l'autre Sappho. Le mal est qu'un passage mutilé d'Athènes, secondé tant qu'on voudra du témoignage d'Élien (b), ne doit pas nous servir de guide préferablement à mille autorités qui le combattent. Mr. Lloyd & Mr. Hofman nous avertissent de bien distinguer deux Sapphos; l'une d'Eretrie, & l'autre qui fut aimée de Phaon, comme on le voit, disent-ils, dans Athènes au livre 13. Cela est copié de Vof-

(b) Lib. 11. c. 19. var. hijf.

(c) Voffius de Poet. Græc. pag. 17.

fus (c), & n'en est pas plus vrai; car Athènes ne parle là que d'une Sappho native d'Ereife, qui fut fort amoureuse de Phaon: si elle en fut aimée ou non, c'est ce qu'il ne nous apprend point. Suidas pourroit nous jeter dans l'incertitude, & s'il n'y avoit pas apparence qu'il a divisé ce qui devoit demeurer uni. Il nous donne deux Sapphos; ce qu'il dit de la première appartient incontestablement à celle qui a tant excellé dans la poésie lyrique; ce qu'il dit de la seconde, savoir qu'elle étoit de Mitylene dans l'île de Lesbos; qu'elle se précipita du promontoire de Leucade dans la mer, à cause qu'elle aimoit Phaon; qu'elle avoit joué des instrumens; qu'elle avoit composé des vers lyriques, ne convient pas moins certainement à la première. Ainsi je ne voi nulle raison fort valable pour admettre deux femmes de ce nom-là, principalement s'il faloit les distinguer l'une de l'autre, par les qualitez dont Suidas & Charles Etienne les partagent.

(A) Sœur & femme d'Abraham.] Cela est si clair par le chapitre 20. de la Genèse, que sans la mauvaise habitude que l'on se fait, de sacrifier le sens naturel des paroles de l'Écriture aux moindres difficultez qu'on envisage, il n'y auroit pas deux sentimens là-dessus. Prenons bien les circonstances du fait. Abraham étant venu au pays des Philistins, y fit passer Sara pour sa sœur. Sur cela Abimelec Roi du pays crut que c'étoit une fille à marier, ou une veuve, & qu'ainsi rien n'empêchoit qu'il n'en fit l'une de ses femmes. Il la fit donc venir chez lui: mais ayant su par une revelation qu'elle étoit mariée avec Abraham, il la lui rendit en se plaignant de leurs mensonges, qui l'avoient exposé à un grand malheur. Je dis leurs mensonges; car d'un côté Abraham avoit dit de sa femme, c'est ma sœur; & de l'autre, Sara avoit dit de son mari, c'est mon frere. Abraham s'excusa en premier lieu sur la crainte qu'il avoit eue qu'on ne le tuât, s'il disoit que Sara étoit sa femme; en second lieu sur ce qu'elle étoit verita-

(d) Genf. blement la sœur, fille de mon pere, dit-il (d), bien qu'elle ne soit pas fille de ma mere.

Après quoi il tâcha de justifier son épouse, en disant

qu'il lui avoit demandé comme une grace, que par tout où ils voyageroient elle déclarât qu'il étoit son frere. J'admire qu'on ne voye pas dans ce discours, que Sara étoit non pas la sœur uterine d'Abraham, mais sa sœur de pere. Voici mes raisons.

I. En premier lieu, si Sara n'eût pas été la sœur d'Abraham en cette maniere, l'apologie de son mari n'eût fait que tromper de plus en plus le bon Prince, qui lui avoit reproché la précédente dissimulation; car il n'étoit pas possible qu'en ajoutant foi aux excuses de ce Patriarche, on ne prit Sara pour la vraye & propre femme d'Abraham du côté du pere, & jamais homme vivant n'auroit deviné par ce discours, qu'elle n'étoit la nièce d'Abraham. J'en fai juges tous ceux qui feront capables de sentir quelles idées un tel discours a dû & pu exciter dans l'esprit d'Abimelec. Il est vrai que je demande qu'ils sachent si bien tout porter dans toutes les situations, & dans toutes les circonstances de cette aventure. Il est inutile de supposer que Sara étoit fille d'Haras, & par conséquent petite-fille du pere d'Abraham; & d'ajouter qu'un neveu (e) est quelquefois appelé frere, & que l'on dit, que n'est de rien en cet endroit, parce que dans les circonstances veulent qu'Abraham n'ait pris les mots que dans leur signification la plus propre; faute de quoi il eût dû passer pour un homme qui vouloit faire illusion à Abimelec.

II. De plus à quoi lui pouvoit servir cette distinction, fille de mon pere, fille de ma mere, si me dans le fond il n'avoit voulu signifier sinon qu'il étoit oncle de Sara? Posez le cas qu'il ait pu traiter de sœur celle qui n'étoit que sa nièce; à quoi songe-t-il de remarquer que sa mere n'étoit point l'ayeule de cette nièce? C'est, dira-t-on, qu'il vouloit représenter ingénument le degré de sa parenté à l'égard de Sara. Mais pouqui donc se fert-il du mot de fille dans une signification ambiguë? Que ne l'employe-t-il dans son veritable sens, comme je suppose qu'il fait? Outre que l'ingénuité dont on parle seroit fort à contre-tens, elle affoiblirait l'apologie du Patriarche; car elle porteroit paroître moins forts les liens de la parenté.

Si l'on m'objeete que dans ma supposition cette même ingénuité affoiblit l'apologie plus qu'elle me la renforce, je donnerai une raison pourquoi Abraham déclara que Sara n'étoit point sa sœur uterine. On mettoit de la différence entre le patris mariage d'un homme avec la sœur de pere & de la femme, & le mariage d'un homme avec la demi-sœur. Les Athéniens (f) qui permettoient d'épouser la sœur de pere, défendoient d'épouser la demi-sœur uterine. Solon en avoit ainsi décidé. Au chidiqon niam inter gentes ratiocinatio con- traria Lycurgue (g) permit aux Lacedæmoniens d'épouser la sœur uterine, & leur défendit d'épouser la sœur de pere. Quelques uns ont dit que comme la communauté de sang est plus certaine entre un frere & une sœur uterine, qu'entre un frere & une sœur de pere, la permission de So-

lon a été généralement parlant moins odieuse (h), que la permission de Lycurgue. Dira-t-on après cela que dans ma supposition, Abraham auroit dit

M M M M M 3

luis

Abb.: Faksimile einer Seite aus Bayles *Dictionnaire historique et critique* mit dem Anfang des Artikels SARA (stark verkleinert).



VORREDE  
ZUR  
ERSTEN AUSGABE

Tausenderlei Dinge hätte ich in dieser Vorrede vorzutragen, aber weil ich das nicht ohne eine Weitläufigkeit tun könnte, die den Rahmen sprengen und den Leser gleich eingangs abstoßen würde, will ich mich lieber beschränken, als seinen Geschmack zu verletzen. Ich begnüge mich daher mit fünf oder sechs Punkten.

I. Warum dieses Werk nicht gemäß dem 1692  
veröffentlichten *Entwurf* ausgeführt worden ist  
(Man sehe diesen *Entwurf* am Ende dieses *Dictionnaire*,  
Band IV, S. 606 ff.)\*

An erster Stelle will ich mitteilen, daß dieses Werk nicht dasjenige ist, das ich in dem 1692 publizierten *Entwurf* zu einem *Dictionnaire critique* versprochen hatte. Der Einwand, dem ich besonders aufmerksam Rechnung getragen habe und zugekommen bin, ist eben der, auf den man das größte Gewicht gelegt hatte, um den *Entwurf* zu verwerfen, dem ich folgen wollte; und vielleicht haben viele Leser ihn nur deshalb nicht für gut befunden, weil sie merkten, daß ich mich sehr anstrengte, den Einwand zu widerlegen. Was immer aber auch die Ursache gewesen sein mag, es wäre nicht klug gewesen, sich dem allgemeinen Geschmack zu widersetzen; vielmehr verlangte es die gute Ordnung, daß ich mein Unternehmen aufgab, weil jedermann zu dem Urteil kam, daß so gut wie all die Fehler, die ich in den

\* 〈Dieser Text nicht aufgenommen in die vorliegende Sammlung. Es handelt sich dabei um die *Dissertation qui fut imprimée au devant de quelques Essais ou Fragmens de cet ouvrage l'an MDCXCII, sous le titre »Projet d'un Dictionnaire Critique«* (...). Die genannte Band- und Seitenangabe bezieht sich auf die vierbändige Ausgabe des *Dictionnaire historique et critique* von 1740. Hgg.)

Artikeln des *Entwurfs* erwähnt hatte, für das Publikum kaum von Interesse sind. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, ein Wörterbuch der Fehler zu erstellen: Zur Vollkommenheit eines derartigen Werks ist es erforderlich, daß sämtliche Fehler, die kleinen wie die großen, darin verzeichnet sind; denn es trägt fraglos zur Vollkommenheit eines Wörterbuchs der Geographie oder einer Landkarte bei, wenn alle Kleinstädte und Dörfer darin verzeichnet sind. Weil also gerade die beste Art und Weise, meinen *Entwurf* auszuführen, dem Murren der Öffentlichkeit in besonderem Maße ausgesetzt gewesen wäre, weil sie viele wenig bedeutsame Anmerkungen bedingt hätte, mußte ich zu dem Entschluß kommen, den Plan aufzugeben; ich mußte glauben, daß angesichts des Zeitgeschmacks der *Entwurf* meines Unternehmens selbst einen wirklichen Defekt hatte, der durch die Ausführung niemals hätte behoben werden können. Wenn ich denjenigen etwas entgegenhalten soll, die behauptet haben, daß die meisten der von mir gerügten Irrtümer belanglos sind, dann dies, daß sie voraussetzen, daß nicht alle von dieser Art sind. Ich hingegen behaupte, daß es keinen Irrtum gibt, der von Bedeutung wäre, und daß allgemein gesprochen Irrtümer selbst dann, wenn sie denjenigen ähneln sollten, die von den größten Kritikern angemerkt worden sind,<sup>1</sup> nichts zum öffentlichen Wohl beitragen können. Von derartigen Dingen hängt das Schicksal des menschlichen Geschlechtes nicht ab. Eine Erzählung, die auf größter Unkenntnis beruht, ist genauso geeignet, Leidenschaften zu erwecken wie die größte historische Sorgfalt. Sagt zehntausend ganz ungebildeten Leute von der Kanzel herab, daß die Mutter Coriolans von ihm dasjenige erhalten hat, was »weder das heilige Kollegium der Kardinäle, noch der Papst selbst, die ihm entgegengingen, jemals hätten erhalten können«,<sup>2</sup> so verschafft ihr ihnen dieselbe Vorstellung von der

<sup>1</sup> Man prüfe die Anmerkungen von Scaliger über die *Chronique* des Eusebius. Man wird feststellen, daß sich seine Korrekturen auf die Verwechslung eines Zeitpunkts, eines Ortes, eines Personennamens usw. beschränken.

<sup>2</sup> In der 1693 in Holland gedruckten *Recueil des bons mots*, wird S. 123 versichert, daß dies tatsächlich gepredigt worden ist.

Macht der heiligen Jungfrau, als wenn ihr keinen Schnitzer be-  
gangen hättet. Sagt ihnen: »Ihr Christen! Es ist seltsam, daß ihr  
nicht von dem Anblick unseres Retters Jesus Christus berührt  
werdet, der am Stamm des Kreuzes und von Schlägen völlig  
zerfetzt hängt, wo doch der Herrscher Pompeius beim Anblick  
der von Pfeilen durchbohrten Elefanten des Pyrrhus von Mit-  
leid erfaßt wurde;«<sup>3</sup> ihr würdet damit eine ebenso große Wir-  
kung hervorrufen, als wenn ihr etwas ganz Zutreffendes über  
Pompeius sagtet. Es steht also fest, daß die Aufdeckung von Irr-  
tümern<sup>4</sup> weder für das Wohlergehen des Staates noch der Pri-  
vatpersonen wichtig oder förderlich ist. Folgendermaßen habe  
ich meinen Plan geändert, um den Geschmack des Publikums  
besser zu treffen. Ich habe meine Arbeit in zwei Teile geteilt: der  
eine ist rein historisch und eine kurzgefaßte Erzählung der Fak-  
ten. Der andere ist ein großangelegter Kommentar, eine Samm-  
lung von Beweisen und Untersuchungen, in die ich die Richtig-  
stellung verschiedener Fehler einfließen lasse und gelegentlich  
sogar eine Reihe philosophischer Reflexionen; kurz: genügend  
Abwechslung, so daß ich glauben darf, daß Leser jedweder Art  
an der einen oder anderen Stelle etwas ihnen Zusagendes finden  
werden.

Diese neue Einrichtung hat alle Vorkehrungen über den  
Haufen geworfen, die ich getroffen hatte. Die meisten Materi-  
alien, die ich zusammengetragen hatte, konnte ich nicht mehr  
gebrauchen; ich mußte mit der Arbeit von vorne beginnen.  
Meine Hauptabsicht war es, die Fehler von Herrn Moréri und  
die aller anderen ähnlichen Wörterbücher aufzuzeigen. Bei der  
Suche nach zwingenden Beweisen zum Aufweis dieser Fehler  
und zu ihrer Richtigstellung fand ich, daß verschiedene antike  
wie moderne Autoren an denselben Stellen gestrauchelt sind.  
Und weil Herr Moréri weit mehr Fehler auf dem Gebiet der

<sup>3</sup> In den *Furetieriana* wird S. 127 der Brüsseler Ausgabe versichert, daß  
Furetière dies in Flandern predigen hörte.

<sup>4</sup> Ich spreche hier von Irrtümern im Bereich des Tatsächlichen und nehme  
Irrtümer bezüglich der Religion davon aus. Hinsichtlich der ersteren werde  
ich gelegentlich Ausnahmen machen.

Mythologie und der römischen Genealogie begangen hat als in der modernen Geschichte, hatte ich vornehmlich Datensammlungen über die Götter und Helden des Heidentums sowie über die großen Männer des antiken Rom zusammengetragen. Das geplante Werk hätte eine Unzahl von Artikeln ähnlich denen über ACHILLES, BALBUS und die CASSIUS meines *Entwurfs* enthalten. Alle diese weitläufigen Sammlungen sind für mich nutzlos geworden, denn ich begriff, daß nur sehr wenige Leute Gefallen an diesen Dingen finden und daß ein Folioband, der fast ausschließlich derartige Gegenstände behandelt, in den Magazinen der Buchhändler vermodern würde. Man wird feststellen, daß ich diese Warnung beachtet habe; es finden sich nur wenige Artikel dieser Art in meinen zwei Bänden\*, und vielleicht würde man hier gar nicht auf sie stoßen, wenn sie nicht bereits völlig fertiggestellt gewesen wären, bevor ich über den Geschmack des Lesers ganz im Bilde war.

## II. Gründe, weshalb dieses Werk nicht in kurzer Zeit geschrieben werden konnte

Das war der eine Grund, der die Veröffentlichung dieses Werks verzögert hat. Viele andere haben ebenfalls dazu beigetragen. Ich hatte es mir zunächst als ein Gesetz vorgeschrieben, nichts über das zu sagen, was sich bereits in den anderen Wörterbüchern findet, oder zumindest die Wiederholung der dort berichteten Fakten möglichst zu vermeiden. Durch diesen Entschluß beraubte ich mich all der Materialien, die am leichtesten zusammenzutragen und zu benutzen waren. Nichts ist für die Verfasser eines historischen Wörterbuchs bequemer als von Päpsten, Herrschern, Königen, Kardinälen, Kirchenvätern, Konzilien, Häretikern, großen Herren, Städten, Provinzen usw. zu sprechen. Es ist folglich ein sehr großer Nachteil, diese Materien auszuklammern. Das muß man aber beständig tun, wenn man

\* (Die Erstauflage des *Dictionnaire historique et critique* von 1697 umfaßte nur zwei Bände. Hgg.)

sich vorgenommen hat, Artikel zu vermeiden, die sich schon im *Dictionnaire* von Moréri finden. Wenn man dieselben Artikel bieten will, die sich bei ihm finden, muß man sich auf Dinge beschränken, die dort ausgelassen sind. Die Mühe, diese von den übrigen in den zu Rate gezogenen Quellen zu trennen, ist nicht gering; allein die Mühe, sie im Anschluß an die Lücken, die sich bei ihm finden, in einen Zusammenhang zu bringen, wenn man sie von dem getrennt hat, was Moréri berichtet, ist noch viel größer. Ungeachtet all dieser Schwierigkeiten hatte ich den Entschluß gefaßt, den meisten der in der Bibel erwähnten Personen einen Artikel zu widmen, aber ich erfuhr, daß man in Lyon bald ein ganz diesem Thema gewidmetes Wörterbuch publizieren würde.<sup>5</sup> Es war also nichts weiter zu tun, als eine Sammlung von Äußerungen der Rabbinen über diese Personen zusammenzutragen. Nachdem ich aber in Erfahrung gebracht hatte, daß in Paris die *Bibliothèque orientale* des verstorbenen Herrn d'Herbelot gedruckt wurde, stellte ich die Arbeit an diesen Sammlungen ein.<sup>6</sup> Trotz ebendieser Schwierigkeiten hätte ich die Artikel verfaßt, die sich auf die Kirchengeschichte beziehen, wenn ich nicht in Erwägung gezogen hätte, daß Herr du Pin den Lesern dieses *Dictionnaire* bereits alles vorgelegt hat, was sie nur wünschen können. Sein Werk schickt sich sowohl für Gelehrte wie Ungelehrte. Die holländischen Ausgaben machen es der ganzen Welt bekannt; alle wißbegierigen Leute kaufen und studieren es. Es wäre deshalb tadelnswert gewesen, wenn ich von Dingen gesprochen hätte, die darin vorkommen. Warum sollte ich Anlaß dazu geben, dieselben Geschichten zweimal zu kaufen? Ich wollte deshalb lieber von einer so fruchtbaren und leicht zu findenden Materie Abstand nehmen, als dasjenige noch einmal zu sagen, was man anderswo viel bequemer in Erfahrung bringen kann.

<sup>5</sup> Es trägt den Titel *Le dictionnaire de la bible*. Es ist ein Folioband, der nach Auskunft des Titelblatts 1693 gedruckt wurde und von Herrn Simon verfaßt ist, einem Priester und Doktor der Theologie.

<sup>6</sup> Ich hatte bereits die Artikel ADAM, EVA, KAIN, ABEL, ABRAHAM usw. fertiggestellt, die sich in diesem Werk befinden.

Ich sah mich noch in anderen Hinsichten eingeschränkt. Kaum hatte ich mit diesem Werk begonnen, da hörte ich, daß man in London eine englische Übersetzung des *Dictionnaire* von Moréri mit unzähligen Ergänzungen druckte<sup>7</sup> und daß man in Holland an einem umfangreichen Ergänzungsband zu eben diesem *Dictionnaire* arbeitete. Von da an hielt ich mich für verpflichtet, nicht weiter von den berühmten Leuten Großbritanniens zu berichten; ich war der Ansicht, daß sie allesamt aus der englischen Ausgabe in den holländischen Ergänzungsband übernommen würden und daß man dieselbe Sache also zweimal kaufen würde, wenn ich die gute Ordnung nicht dadurch einhalten würde, daß ich von einer so reichhaltigen und einem Wörterbuch so rühmlichen Materie Abstand nähme. Derselbe Grund hat mich dazu gebracht, die Nachforschungen nach berühmten Leuten abubrechen, die in den Vereinigten Provinzen gelebt haben,<sup>8</sup> und sehr wenig von der Geschichte und der Geographie dieses Landes zu sprechen. Mir leuchtete gleich ein, daß der holländische Ergänzungsband alle diese Dinge weitläufig und zuverlässig behandeln würde. Mir leuchtete ebenfalls ein, daß man in ihm sehr ausführlich erzählen würde, was sich gegenwärtig in ganz Europa abspielt. Das ist der Grund, weshalb ich auf diese modernen Geschichten nicht eingehe. Auf der anderen Seite erreichte mich die Nachricht, daß man dabei war, in Paris eine neue, stark erweiterte Ausgabe von Moréris *Dictionnaire* herauszubringen. Das brachte mich zu dem Entschluß, viele Dinge zu unterdrücken und meine Nachforschungen zu verschiedenen Punkten einzustellen, die ich im Vergleich mit dem, was uns die Verfasser dieser neuen Ausgabe davon zur Kenntnis bringen konnten, nur unvollkommen hätte behandeln können. Diese Leute befinden sich an Ort und Stelle und haben die alten wie die aktuellen Bücherschätze zur Hand. Man muß ihnen also diese Aufgabe ganz allein überlassen und darf ihnen nicht den Ärger bereiten, eine Materie nur oberflächlich zu be-

<sup>7</sup> Wenn ich mich nicht irre, ist sie 1695 erschienen.

<sup>8</sup> Ich habe nur von einigen Personen gesprochen, von denen ich die Lebensbeschreibungen oder Leichenpredigten schon in Händen hielt.

rühren, die mit größerer Anteilnahme gelesen würde, wenn sie dank ihrer Mittel in vollem Glanze erstrahlte, bevor andere sich ihrer annähmen.

Aber außer diesen neuen Ausgaben und neuen Ergänzungsbänden zu Moréris *Dictionnaire* haben mich noch andere Dinge in sehr enge Schranken gezwungen. Herr Chappuzeau arbeitet seit langem an einem historischen Wörterbuch. Man kann ganz sicher sein, neben einer Unmenge anderer Dinge das darin zu finden, was die Lage der Völker, ihre Sitten, Religion und Regierung angeht sowie das, was die königlichen Häuser und die Genealogie der großen Herren betrifft.<sup>9</sup> Insbesondere wird man dort sämtliche Kurfürsten, Fürsten, sowie alle Grafen des Reiches, ihre Allianzen, ihre politischen Absichten und ihre wichtigsten Taten sehr ausführlich beschrieben finden. Man wird darin die nördlichen Länder und den Rest des protestantischen Europa geschildert sehen. Ich hielt es daher für meine Schuldigkeit, bei diesen großen Gegenständen zu schweigen, um nicht die Leser der mißlichen Notwendigkeit auszusetzen, dieselben Dinge zweimal zu kaufen. Ich sah mich gleichfalls hinsichtlich der Gelehrten des 16. Jahrhunderts eingeschränkt, denn ich wußte, daß Herr Teissier die von ihm so sorgfältig gesammelten Kommentare über die aus Herrn de Thou gezogenen Lebensbeschreibungen mit neuen Ergänzungen drucken ließ.<sup>10</sup> Ich befürchtete beständig, daß ich über diese Gelehrten das Gleiche sagen würde wie Herr Teissier, und dieser Gedanke hat mich oft dazu gebracht, meine Sammlung zu unterdrücken.

Ich mache diese langwierigen Ausführungen nicht, um meinen Freunden Stoff für eine Apologie denjenigen gegenüber zu liefern, die mein *Dictionnaire* verachten und sagen werden: »War es erforderlich, die Verfertigung eines solchen Werks solange hinauszuzögern? Man würde die Fehler darin entschuldigen, wenn der Autor lediglich wenige Monate auf seine Abfassung verwendet hätte; aber ein so geringer Nutzen einer derart

<sup>9</sup> Man sehe den Plan, den er im Jahr 1694 von seinem *Dictionnaire* veröffentlicht hat.

<sup>10</sup> Diese zweite Auflage ist 1696 erschienen.

lange dauernden Arbeit verdient keine Gnade. Die Langsamkeit ist nur dann hinnehmbar, wenn sie ein Meisterwerk hervorbringt.«<sup>11</sup> Meine Freunde könnten antworten, daß die fleißigsten Schriftsteller Mühe hätten, ihre Sammlungen mit größerer Geschwindigkeit zusammenzustellen, wenn sie die reichhaltigsten und zugänglichsten Materien unberücksichtigt ließen, von denen sie wissen, daß andere sie schon zusammengetragen haben oder voraussehen, daß andere sie zusammengetragen werden. Ich verlange jedoch nicht, daß man derartige Entschuldigungen zu meinen Gunsten anführt. Das Gesagte dient nur zur Beantwortung folgender Fragen, die man an mich richten könnte: »Warum fehlen so viele der großen Themen in deinem Buch? Warum findet man so viele unbekannte Dinge, so viele obskure Namen darin? Warum ist es bei bestimmten Dingen so knapp und bei bestimmten anderen Dingen so ausschweifend? Ist der Autor so leichtfertig zu behaupten, dasjenige leisten zu können, was Plinius für so außerordentlich schwierig hielt?<sup>12</sup> Usw.« Ich verweise auf meine obigen Ausführungen, man findet in ihnen die Auflösung all dieser Zweifel.

Ich bekenne aufrichtig, daß arbeitsame und eifrige Autoren Anlaß haben werden, mich als einen wenig fleißigen Schriftsteller anzusehen. Ich habe mehr als vier Jahre mit der Niederschrift dieser zwei Bände zugebracht.<sup>13</sup> Außerdem sind sie mit langen Passagen durchsetzt, die mich keinerlei Mühe kosteten; nichts von dem, was ich über mich selbst sage, gibt einen Autor zu erkennen, der seine Arbeit noch einmal durchsieht und die Freimütigkeit seiner ursprünglichen Gedanken sowie die erste Anordnung seiner Worte verbessert. Wenn man also zu

<sup>11</sup> »Die Löwin braucht lange, um ein Junges zu gebären; aber dann ist es auch ein Löwe.«

<sup>12</sup> »Es ist ein schwieriges Geschäft, dem Alten Aktualität, dem Neuen Ansehen, dem Belanglosen Glanz, dem Unklaren Deutlichkeit, dem Ekelhaften Gefallen, dem Zweifelhafte[n] Glaubwürdigkeit zu verschaffen.« Plinius, *Nat. hist.*, Vorrede.

<sup>13</sup> Ich habe mit diesem Werk im Juli 1692 begonnen und es im Oktober 1696 fertiggestellt.



dem Urteil kommt, ich sei zu langsam, so verwundert mich das nicht; ich weiß, daß das stimmt. Ich schäme mich dafür, und es wäre mir noch viel peinlicher, wenn ich nicht wüßte, daß meine sehr häufig schwankende Gesundheit, die viel Schonung verlangt, mir nicht zu tun gestattet, was man sehr robuste und arbeitsliebende Autoren ausführen sieht. Ferner weiß ich, daß die Knechtschaft des Zitierens, die ich mir aufgebürdet habe,<sup>14</sup> zu großen Zeitverlusten führt, und daß der gewaltige Mangel an für mich sehr notwendigen Büchern meine Feder hundert Mal am Tag stocken ließ. Für ein Werk wie dieses hier ist die umfangreichste Bibliothek erforderlich, die jemals zusammengestellt wurde; ich hingegen verfüge nur über sehr wenige Bücher.<sup>15</sup> Soll ich es zu bekennen wagen? Mein Stil ist eine weitere Ursache meiner Langsamkeit. Er ist recht nachlässig, nicht frei von unpassenden und veralteten Ausdrücken, vielleicht nicht einmal von Barbarismen. Ich gestehe es und habe deswegen fast keine Skrupel. Zum Ausgleich aber bin ich bei anderen, weit mühsameren Dingen von einer bis ins Abergläubische hineinreichenden Skrupelhaftigkeit.<sup>16</sup> Die größten Meister und die berühmtesten Mitglieder der Académie Française machen sich frei von diesen Skrupeln; kaum drei oder vier Schriftsteller haben wir, die sich davor hüten. Es bedeutet also große Mühsal für mich, daß ich mich über diese Bagatellen nicht hinwegzusetzen vermag, die großen Zeitverlust bedingen und manchmal auch die Lebhaftigkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks verderben, wenn man ihn in diesem Sinne verbessert. Ich bin so wenig im-

14 Ich führe die Seitenzahl selbst dann an, wenn ich lediglich auf andere Stellen meines *Dictionnaire* verweise.

15 Man hat mir mit einigen Büchern auf eine sehr verbindliche Weise ausgeholfen. Ich bin dafür sehr dankbar und würde hier gern die Namen und das Lob derjenigen hersetzen, die diese Güte hatten, wenn ich nicht fürchtete, ihre Bescheidenheit zu verletzen.

16 Wie das Vermeiden von Äquivokationen sowie Versen und den Gebrauch eines »on«, eines »il«, eines »pour«, eines »dans«, usw. mit verschiedenen Bezügen in ein und demselben Satz, und um es so anzustellen, daß ein »il« am Anfang einer Periode sich nicht auf einen obliquen Kasus bezieht, sondern auf einen vorhergehenden Nominativ, usw.

stande, dieses drückende Joch abzuwerfen, daß im Falle eines Neudrucks dieses *Dictionnaire* meine hauptsächliche Sorge ganz gewiß darauf gerichtet sein wird, sämtliche sprachlichen Fehler, die in dieser Ausgabe stehengeblieben sind, gemäß den strengen Gesetzen unserer Grammatik zu verbessern.<sup>17</sup> Eine große Anzahl davon ist noch vorhanden, denn während des ersten Jahres meiner Arbeit beschäftigten mich derartige Skrupel weit weniger. So kommt es, daß man durch das ganze Werk hindurch auf Artikel stößt, welche die abergläubischen Regeln verletzen, von denen ich gesprochen habe. Diese Artikel wurden zu jener Zeit geschrieben, und ich hatte keine Zeit, sie zu überarbeiten, weil ich sie zum Druck geben mußte. Auf vergleichbare Fehler kann man das ganze Werk hindurch stoßen, teils weil meine Aufmerksamkeit auf etwas anderes gerichtet war und ich sie bei der Korrektur der Druckbogen nicht bemerkt habe, teils weil die Drucker mir nicht die erforderliche Zeit zur Verbesserung dessen ließen, was mir nicht gefiel. Die nützlichen Hinweise, die mir Herr Drelincourt gegeben hat und seine richtigen und feinen Verbesserungen, die ich sorgfältig am Rand meines Exemplars notiert habe, werden mir bei der Durchsicht dieser Auflage unendlich nützlich sein.<sup>18</sup>

Was diejenigen in Betracht ziehen müssen, die finden,  
daß ich nicht genug Zeit auf die Verfertigung dieses  
*Dictionnaire* verwendet habe

Das also hätte ich denen entgegenzuhalten, die es befremdlich finden könnten, daß mich dieses *Dictionnaire* so viel Zeit gekostet hat. Aber ich darf diejenigen nicht übergehen, die glauben

<sup>17</sup> Man beachte, daß es mir nicht möglich gewesen ist, dieses Versprechen in der zweiten Auflage einzulösen. Die Drucker ließen mir nicht die erforderliche Zeit, um die erste Arbeit genau durchzusehen und die neue zu besorgen, d. h. um die sehr zahlreichen Zusätze anzubringen.

<sup>18</sup> Medizinprofessor in Leiden. Man sehe, was über seine genaue Kenntnis der französischen Sprache in Bd. II, S. 309, Spalte 2, gesagt ist. (Diese An-

könnten, ich hätte mich zu sehr übereilt. Viele werden erstaunt sein, daß ich in weniger als fünf Jahren zwei so große Folio-bände erstellen konnte. Manche Autoren stellen ein kleines Buch nicht unter einem Jahr fertig, teils weil sie alles, was sie ohne langes Nachdenken hervorbringen, als wertlose Gedanken und Ausdrücke behandeln, teils weil sie in Geschäfte eingebunden sind, die sie oft aus ihrer Studierstube reißen, teils weil eine natürliche Faulheit oder ein allzu gewissenhafter Gehorsam dem Gebot gegenüber, das sie auf der Schule gelernt haben *Interpone tuis interdum gaudia curis* (Unterbrich deine Arbeit gelegentlich durch Vergnügungen), sie zu häufigeren Unterbrechungen ihrer Arbeit bewegt. Diese Herren sind schnell gegen ein Werk eingenommen, das nicht viel Zeit gekostet hat, und sie sind nicht der Ansicht, daß es viel Zeit verschlang, wenn hundert Druckbogen nicht drei oder vier Jahre verlangten. Sie werden auf mich fraglos das Sprichwort anwenden *Canis festinans caecos edit catullos* (Der sich übereilende Hund bringt blinde Junge zur Welt), und sie werden ihr Vorurteil durch die Lektüre der obigen Ausführungen bestätigt finden. Sie werden von der auf die Sache verwendeten Arbeit die Zeit abziehen, die ich auf die Vermeidung von Reimen<sup>19</sup> und die Einheitlichkeit der Bezugswörter verwendet habe. Sie wissen, daß dies eine langwierige und mühsame Arbeit ist und daß nichts so viel Geduld verlangt, wie eine gute Verbindung der zitierten Stellen. Unter dem Vorwand, daß es in diesem Werk viele außergewöhnliche Materialien gibt, werden sie abstreiten, daß ich sagen könnte, ich hätte es ohne Überstürzung in kurzer Zeit wachsen lassen. Denn, so werden sie sagen, es ist weit mühsamer, zahllose Passagen aus anderen Werken sinnvoll anzuwenden, als eine lange Kette von

gabe bezieht sich auf die Erstauflage von 1697. Hgg.) Er hat mir außerdem mehrere gelehrte Bemerkungen mitgeteilt.

Man beachte, daß ich wegen des in der voranstehenden Marginalnote genannten Grundes davon kaum Gebrauch machen konnte, ebensowenig wie von anderen, die ich am Rande notiert hatte.

<sup>19</sup> Die französische Prosa wimmelt nur so von Reimen, wenn man nicht beständig gegen diesen Fehler auf der Hut ist.

Vernunftschlüssen und Reflexionen anzustellen.<sup>20</sup> Man muß diese Stellen aufsuchen, sie aufmerksam lesen, an die gehörige Stelle setzen, mit den eigenen Gedanken und untereinander verbinden. Es ist ausgeschlossen, schnell voranzukommen, wenn man dies vollkommen richtig durchführen will. Das gebe ich ihnen zu, aber ich bitte sie, nicht das *canis festinans usw.* auf mich anzuwenden, bevor sie mich gelesen haben. Vorurteile sind trügerisch, und wenn sie günstige Vorurteile haben wollen, so sage ich ihnen, daß ich mich ebensowohl wie sie an Catos Distichon *Interpone tuis interdum gaudia curis, usw.* erinnere, daß ich aber nur sehr selten Gebrauch davon mache. Vergnügungen, Lustbarkeiten, Spiele, Gastmahle, Landpartien, Besuche und andere derartige Entspannungen, die so viele Gelehrte dem Vernehmen nach nötig haben, sind meine Sache nicht; ich vergeude damit keine Zeit. Ich vertue auch keine Zeit mit häuslichen Sorgen noch mit dem Erstreben von irgend etwas oder Gesuchen oder anderen derartigen Dingen. Glücklicherweise bin ich vieler Beschäftigungen enthoben, die mir wenig angenehm waren, und ich habe die größte und angenehmste Muße gehabt, die ein Gelehrter sich nur wünschen kann. Unter solchen Umständen kommt ein Schriftsteller in wenigen Jahren recht weit. Sein Werk kann von Tag zu Tag spürbar anwachsen, ohne daß er sich dabei nachlässig zeigt.

### III. Klarstellung über die befolgte Art und Weise des Zitierens

Ich zweifle nicht daran, daß die von mir befolgte Methode des Zitierens von Passagen anderer Autoren kritisiert werden wird. Viele werden sagen, daß es mir nur darum zu tun war, ein großes Buch mit geringem Aufwand zu machen. Oft zitiere ich sehr lange Auszüge. Manchmal gebe ich deren Sinn in unserer Sprache wieder und zitiere sie dann sowohl auf griechisch als auch

<sup>20</sup> Man sehe Anm. (E) des Artikels EPIKUR. (Diese Anmerkung nicht aufgenommen in Bd.I dieser Sammlung. Hgg.)

auf lateinisch. Heißt das nicht, die Dinge ohne Notwendigkeit zu vervielfältigen? Muß man ein langes Zitat aus einem modernen Autor abschreiben, den man in allen Buchläden findet? Muß man Amyot und sein altes Französisch zitieren? Um auf diese Kritiker gehörig zu antworten, brauche ich wohl nicht zu leugnen, daß ihre Einwände den Anschein auf ihrer Seite haben. Ich gebe ihnen zu, daß sie plausibel sind und daß sie mich lange Zeit unentschlossen ließen; schließlich aber haben mich noch plausiblere Gründe zu der Wahl bestimmt, die ich getroffen habe. Ich habe in Betracht gezogen, daß ein Werk wie das vorliegende für eine große Zahl von Leuten eine Bibliothek ersetzen muß. Viele Liebhaber der Wissenschaften verfügen nicht über die Mittel, Bücher zu erwerben, andere haben nicht die Zeit, den fünfzigsten Teil der Bücher anzusehen, die sie gekauft haben. Wer aber die Zeit dazu hat, würde es ärgerlich finden, jeden Augenblick aufzustehen, um den Informationen nachzugehen, auf die man sie hinweist. Sie bevorzugen es, in dem Buch selbst, das sie vor Augen haben, die eigenen Worte der Autoren zu finden, die man als Zeugen anführt. Wenn man die zitierte Ausgabe nicht besitzt, verliert man viel Zeit, denn es ist nicht immer einfach, in der eigenen Ausgabe die Seite zu finden, die ein Schriftsteller aus der seinen zitiert. Um mich den Interessen der Leser ohne Bibliothek und der Zeitnot oder Faulheit derjenigen mit Bibliothek anzupassen, habe ich es deshalb so eingerichtet, daß sie zur gleichen Zeit die historischen Fakten wie die Beweise dieser Fakten mitsamt einer Auswahl der Diskussionen und Umstände vor Augen haben, so daß ihre Wißbegierde voll auf befriedigt wird. Man glaubt nicht, wie viele urteilsfähige Personen in dieser Hinsicht mißtrauisch geworden sind, weil beim Zitieren von Autoren viele Betrügereien begangen werden und diejenigen, die eine Passage redlich abkürzen, dabei nicht immer deren volle Stärke zu erhalten wissen. Ich kann begründeterweise sagen, daß es bei tausend Anlässen eine Art Verwegenheit wäre, das den Autoren zugeschriebene zu glauben, wenn deren eigene Worte nicht zitiert werden. Deshalb wollte ich das Gemüt des Lesers beruhigen, und damit er meine Anführungen weder der Subreption noch der Obreption ver-

dächtigt, habe ich jeden Zeugen in seiner Muttersprache sprechen lassen, und anstatt Castelvetro nachzuahmen, der seine Zitate durch ein »und so weiter« sogar noch vor Anführung der erforderlichen Stelle beschließt, habe ich die jeweilige Stelle gelegentlich sowohl am Anfang wie am Ende verlängert, damit man besser verstehen kann, worum es sich handelt, oder damit man nebenbei etwas anders erfährt. Ich weiß sehr wohl, daß ein solches Verfahren in einer kleinen Abhandlung zur Moral, in einem Stück zur Redekunst oder bei einer Geschichte abwegig wäre; aber das ist bei einem zusammengetragenen Werk wie diesem hier nicht der Fall, in dem ich mir vorgenommen habe, Tatsachen zu erzählen und sie sodann durch Kommentare zu erläutern. Jene Verlängerungen wären tadelnswert, wenn sie aus einem Band zwei machten oder wenn dadurch aus einem Taschenbuch ein Folio- oder Quartband würde. Aber da die Frage nur lautet, ob ein Folioband einige Seiten kürzer oder länger wird, lohnt das nicht die Mühe, sich zu beschränken. Wenn er nur 250 Bogen umfaßt, so wird er die Handlichkeit eines kleinen Buches ebenso verfehlen, als wenn er 330 Bogen enthält, denn man muß bedenken, daß diese dicken Bücher nicht gemacht sind, um Seite für Seite gelesen zu werden. Sie würden, so wird man mir entgegenhalten, etwas weniger kosten, wenn sie lediglich 200 Bogen enthielten. Ich antworte: Wenn sich ein Buchhändler nach dieser Regel richten würde, würde er niemals ein mehrbändiges Werk drucken, wenn es nicht ausnahmslos vorzügliche Gedanken ohne eine Silbe zuviel enthielte, denn es wäre für wenigbemittelte Leute immer zu teuer. Die Mühe, Amyot oder Vigenere in modernes Französisch zu übersetzen, hätte nichts genutzt; es genügt, daß meine Leser die Fakten verstehen können, die sie berichten.

Klarstellung über die Zitate aus Brantôme  
und ähnlichen Autoren

Ernsthafte und sittenstrenge Leute werden vor allem die Zitate aus Brantôme oder Montaigne tadeln, die allzu galante Taten und Betrachtungen enthalten. Dazu muß ich ein Wort sagen. Einige verdienstvolle Personen, denen die Interessen des Buchhändlers am Herzen lagen, waren der Meinung, daß ein so dickes Buch wie dieses Werk, das an verschiedenen Stellen mit griechischen und lateinischen Zitaten durchsetzt sowie mit wenig unterhaltsamen Diskussionen beladen ist, die ungelehrten Leser abschrecken und gelehrte Leute langweilen würde, so daß zu befürchten wäre, daß der Absatz bald sinken würde, wenn man nicht die Neugier der Leute reizte, die kein Latein verstehen. Man ließ mich wissen, daß ein Werk, das nur von Gelehrten gekauft wird, fast niemals den Verleger entschädigt, und daß, wenn mit einem Buch Gewinn gemacht werden soll, es gleichermaßen gelehrten wie ungelehrten Leuten gefallen muß; daß ich also zugunsten meines Verlegers gelegentlich das einzustreuen hätte, was diese ein wenig freizügigen Autoren publiziert haben; daß der Gebrauch derartiger Materialien der Freiheit vergleichbar ist, die man sich bei der Abfassung der eigenen Lebensgeschichte nimmt: bei einigen Leuten ist es das Zeichen eines Fehlers,<sup>21</sup> bei anderen ist es lediglich ein berechtigtes Zutrauen in ihre guten Sitten,<sup>22</sup> und daß ich mich zu Recht zu den letzteren zählen könnte; und schließlich daß ich, falls ich zu großen Widerwillen gegen die Befolgung dieses Rates verspüren sollte, wenigstens erlauben müßte, daß man dem Verleger derartige Nachrichten und gelegentlich auch lehrreiche

<sup>21</sup> »Die meisten Menschen sind der Ansicht gewesen, daß es eher ein Zeichen des Zutrauens in seine Sitten als der Eitelkeit ist, wenn jemand sein eigenes Leben erzählt.« Tacitus, *Vita Agricolae*, Kap. 1.

<sup>22</sup> Man sehe die Anmerkungen der Artikel LA MOTHE LE VAYER und VERGIL. (Der zuletzt genannte Artikel nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

Betrachtungen übermittelt, die Aufmerksamkeit erwecken. Ich versprach ihnen, diesen Ermahnungen eine gewisse Beachtung zu schenken, und fügte hinzu, daß ich kein Recht hätte, mich ihren Ergänzungen zu widersetzen; daß ich dem Verleger völlige Freiheit gelassen habe, sogar ohne mich zu konsultieren, die Nachrichten einzufügen, die seine Korrespondenten und Freunde ihm schickten, und daß ich hinsichtlich des ganzen Buches wünschte, daß sie tun möchten, was sie an bestimmten Stellen gewillt waren zu tun, d. h., daß sie meinen Sammlungen nach ihrem Gutdünken Zusätze hinzufügten, daß sie davon etwas weglassen und sie in die Ordnung brächten, die ihnen angebracht erschien. Es steht fest, daß ich mir bei dieser Arbeit keinen anderen Anteil gewünscht habe als die Mühe des Zusammentragens; ich hätte gewünscht, daß andere die Mühe auf sich genommen hätten, die Materialien in Form zu bringen, Ergänzungen oder Streichungen vorzunehmen; und es war mir ein großes Vergnügen, als die Personen, von denen ich spreche, mir versicherten, daß sie sich an unsere Unterhaltung erinnern würden. Dies bitte ich meine Leser zu beachten. Was die gelegentlich recht weit getriebenen philosophischen Reflexionen betrifft, so glaube ich nicht, daß eine Entschuldigung für sie erforderlich ist. Denn da sie nur die Absicht haben, den Menschen davon zu überzeugen, daß der beste Gebrauch, den er von seiner Vernunft machen kann, darin besteht, seinen Verstand unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen, dürften sie eine Danksagung der theologischen Fakultäten verdienen.

#### IV. Anmerkungen über meine Kühnheit, verschiedene Autoren zu kritisieren

Ich habe nur zwei Worte zu einem Thema zu sagen, das sehr wichtig erscheint. Ich habe die Irrtümer vieler Leute mit einer gewissen Freimütigkeit berichtet. Ist das nicht ein kühnes und hochmütiges Unternehmen? Die Antwort auf diese Frage wäre sehr lang, wenn ich mich nicht auf das bezöge, was ich darüber



bereits in meinem *Entwurf* gesagt habe.<sup>23</sup> Ich bitte den Leser, dort nachzusehen. Ich will nur hinzufügen, daß man ohne die Pflicht der Demut zu verletzen, Fehler in den Büchern berühmter Männer anmerken kann; deswegen hört man ja nicht auf, sie hochzuschätzen. Wenn die untergeordneten Offiziere und sogar die Soldaten offen sagen, daß ihre Generäle im Feldzug den einen oder anderen Fehler begangen haben, haben sie manchmal recht; aber sie behaupten deshalb nicht, fähiger zur Führung einer Armee zu sein; sie erkennen sich hinsichtlich ihrer Fähigkeiten wie ihres Ranges als unendlich unterlegen an.<sup>24</sup> Das trifft auch auf mich zu. Ich füge noch hinzu, daß ich mich für nichts verbürge, was dem Andenken eines Menschen nachteilig ist; ich führe lediglich das an, was andere sagen und zitieren meine Autoren. Folglich müssen sich die Angehörigen mit ihren Klagen an diese und nicht an mich wenden. Ein moderner Geschichtsschreiber hat in einem Vorwort erklärt, daß »man sich an diejenigen wenden muß, die uns die unverletzlichen Gesetze der Geschichtsschreibung vorgeschrieben haben,† um sie Rechenschaft über ihre Vorschriften ablegen zu lassen, wenn man mit denselben nicht zufrieden ist, und nicht an die Geschichtsschreiber, die ihnen unbedingt gehorchen müssen und deren erhoffter Ruhm ausschließlich in der zuverlässigen Befolgung dieser Anweisungen besteht.« Um meine Sache ist es noch viel günstiger bestellt, weil ich lediglich Autoren abschreibe, die bereits gedruckt vorliegen. Von den zwei von ihm angeführten unverletzlichen Gesetzen der Geschichtsschreibung habe ich dasjenige gewissenhaft befolgt, das befiehlt, nichts Falsches zu

<sup>23</sup> Nummer VI. Siehe unten, Bd. IV, S. 610 f. (Diese Angabe bezieht sich auf die vierbändige Ausgabe von 1740. Hgg.)

<sup>24</sup> Man ziehe folgenden Vers von Horaz hinzu: »Wenn er von sich selbst spricht, dann nicht so, als wäre er den von ihm Getadelten überlegen.« *Sat.*, Buch I, 10, Vers 55.

† »Ne quid veri non audeat, ne quid falsi audeat.« Cicero. Die Worte Ciceros in *De oratore*, Buch II, Blatt 74 A meiner Folioausgabe lauten: »Wer weiß nicht, daß das erste Gesetz der Geschichtsschreibung verlangt, nicht zu wagen, etwas Falsches zu sagen, und sodann, nichts Wahres zu verschweigen?«

sagen; hinsichtlich des zweiten aber, das befiehlt, alles zu sagen zu wagen, was wahr ist, kann ich mir nicht schmeicheln, es immer befolgt zu haben; ich glaubte, es sei in einigen Fällen nicht nur mit der Klugheit, sondern auch mit der Religion unvereinbar.

Man glaube nicht, daß ich mir schmeichle, nichts als die Wahrheit gesagt zu haben; ich kann mich nur für meine Absicht verbürgen, kann aber keine Garantien gegen meine Unwissenheit geben. Ich trage nichts als wahr vor, wenn es sich meiner Überzeugung nach um eine Lüge handelt;<sup>25</sup> aber wie viele Sachen gibt es, die ich nicht recht verstanden habe oder deren Vorstellungen sich während der Niederschrift miteinander vermischt haben? Wie oft geschieht es nicht, daß unsere Feder unser Denken betrügt? Wir wollen eine bestimmte Zahl oder den Namen eines Menschen schreiben, und manchmal kommt es vor, daß wir aus mangelnder Aufmerksamkeit oder sogar aus zu großer Aufmerksamkeit auf andere Dinge etwas anderes schreiben. Deshalb zweifle ich nicht, daß mir außer den unzähligen Unterlassungssünden eine große Anzahl tatsächlich begangener Fehler unterlaufen ist. Ich werde mich denjenigen sehr verbunden fühlen, welche die Güte haben wollten, mich darauf aufmerksam zu machen; und wenn ich mich nicht des guten Rats verständiger und rechtschaffener Leser erfreut hätte, würde ich gemäß der Anweisung der Alten<sup>26</sup> dieses Werk mehrere Jahre in meinem Arbeitszimmer verschlossen gehalten haben, um es zu berichtigen und der Aufmerksamkeit der Welt würdiger zu machen. Doch angesichts der Erwägung, daß ich noch Material für zwei weitere umfangreiche Bände liegen hatte, habe ich mich mit der Veröffentlichung beeilt. Denn mir war klar, daß man mir auf nützlichere und passendere Weise helfen könnte, wenn man sähe, was mir fehlt und was ich verfehle. Ich hoffe,

<sup>25</sup> Das gilt für das, was ich selbst vortrage, und für die Aufrichtigkeit, mit der ich das anführe, was mir der wahre Sinn der von mir zitierten Stellen zu sein scheint.

<sup>26</sup> »Es bleibe bis zum neunten Jahre unter Verschuß.« Horaz, *De arte poetica*.

daß die Fortsetzung dieses Werks mit dieser Hilfe besser gelingt, als es andernfalls der Fall wäre. Ich werde unaufhörlich an ihm weiterarbeiten, solange es mir das Alter gestattet.<sup>27</sup> Ich sehe nichts, wozu ich meiner Ansicht nach die Muße, deren ich mich erfreue, besser und angenehmer verwenden könnte; eine Muße, die meiner Meinung nach allem anderen vorzuziehen ist<sup>28</sup> und die Leuten, die das Studium der Wissenschaften so geliebt haben, wie es sich gehört, immer schon unendlich wünschenswert erschienen ist. Denn wie viele Menschen sehnen sich nach der Zeit, wo sie sagen können: »Nunmehr erlaubt mir das Schicksal, daß ich mein Leben nach meinen Vorstellungen führe und aus eigener Kraft meine Dinge besorge.«<sup>29</sup> Im übrigen glaube ich, begründeterweise sagen zu dürfen, daß dasjenige, was ich künftig bearbeiten werde, aufgrund der Qualität des Materials selbst weit erheblicher sein wird als dasjenige, was ich gegenwärtig präsentiere. Zufälle und Überraschungen haben daran größeren Anteil gehabt als eine wohlüberlegte Wahl, und das aus folgendem Grund: Ich schob die Verfertigung der Artikel, die mir am interessantesten und wichtigsten zu sein schienen, solange es nur ging auf. Von Tag zu Tag hoffte ich auf mehr Material und mehr Erläuterungen, und indem ich darauf wartete, bereitete ich andere Artikel vor. So kam es, daß auf der einen Seite die von mir verfertigten Artikel großen Raum einnehmen konnten, und auf der anderen Seite, daß meine Sammlungen für die von mir aufgeschobenen Artikel stark anwuchsen. Ich konnte sie deshalb also nicht in diese zwei Bände einfügen, ohne auf eine zu auffällige Art und Weise das Verhältnis zu verletzen, das es zwischen den Buchstaben des Alphabetes zu beachten gilt. Ich war folglich gezwungen, sie für spätere Zeit aufzubewahren, denn ich bringe es nicht übers Herz, nur wenig

<sup>27</sup> »Solange wie Lachesis noch Material zum Spinnen hat und meine Beine mich noch ohne Unterstützung eines Stockes tragen.« Juvenal, *Satirae* III, Vers 27.

<sup>28</sup> »Ich würde meine uneingeschränkte Muße nicht einmal gegen die Schätze Arabiens eintauschen.« Horaz, *Epistulae* Buch I, 7.

<sup>29</sup> Man sehe Vergil, *Aeneis*, Buch IV, Vers 340.

über einen großen Gegenstand zu sagen, wenn ich viel über ihn sagen kann. So habe ich lieber gar nichts gesagt, als ein Thema nur anzuschneiden. Die von mir beachtete Ausgewogenheit zwischen den Buchstaben des Alphabets ist der Grund dafür gewesen, daß ich einige Artikel von einem Buchstaben zu einem anderen verschoben habe. Ich mußte daher den versprochenen Artikeln den Vorzug geben,<sup>30</sup> was dazu geführt hat, daß der Buchstabe, an den ich sie verwiesen habe, schon seinen richtigen Umfang hatte, bevor ich diejenigen fertigstellen konnte, die sehr lang werden mußten. Ich wünsche, daß meine Leser dies bedenken, wenn sie sich gelegentlich darüber wundern, gewisse Personen nicht in diesem Werk zu finden.<sup>31</sup>

#### V. Wie ich mich Moréri gegenüber verhalten habe

An dieser Stelle muß ich darlegen, wie ich mich dem *Dictionnaire* von Herrn Moréri gegenüber verhalten habe. 1) Viele Themen habe ich stillschweigend übergangen, weil sie in seinem *Dictionnaire* ausführlich genug behandelt werden. 2) Wenn ich dieselben Artikel liefere, die sein *Dictionnaire* enthält, dann deshalb, weil er entweder wenig dazu sagt, oder weil ich die Lebensbeschreibung einer berühmten Person in Händen hielt und mich imstande sah, einen vollständigen Bericht zu liefern, oder weil ich aufgrund mehrerer unzusammenhängender, aber recht merkwürdiger Dinge eine angemessene Ergänzung bieten konnte. In all diesen drei Fällen habe ich sorgfältig vermieden, mich derselben Fakten zu bedienen, die er erwähnt hat. Das konnte ich im zweiten Fall nicht immer so vollständig erreichen wie in den beiden anderen Fällen, denn bei der Kürzung einer genauen Lebensbeschreibung eines großen Menschen ist es erforderlich, eine ordnungsgemäße Abfolge seiner Taten zu

<sup>30</sup> Man beachte, daß sich einige von diesen versprochenen Artikeln nicht in diesen zwei Bänden befinden. Ich bin verpflichtet, sie auf eine andere Zeit zu verschieben.

<sup>31</sup> Z. B. einen Scaliger, einen Saumaise, einen Seldenus usw.

geben und einen gut in sich verknüpften und in gewissem Sinne zusammenhängenden Artikel zu verfassen. Kann man das machen, ohne überhaupt irgend etwas vorzutragen, was über diese Person nicht schon gesagt wurde? Bei einer sehr kleinen Anzahl von Artikeln dieser Art wird sich also möglicherweise herausstellen, daß das *Dictionnaire* von Moréri Dinge berichtet hat, die mit mehreren neuen Fakten vermischt sind, die ich berichte. Da das aber nur selten und bei wenig belangvollen Punkten vorkommt, wäre es nicht erforderlich gewesen, das hier anzumerken; ich tue es nur aus einer starken Gewohnheit heraus, allgemeine Aussagen zu vermeiden und in bestimmten Fällen auch auf die geringsten Ausnahmen zu achten – zumal man sich bei bestimmten Angelegenheiten nicht sorgfältig genug vor Schikanen in Acht nehmen kann. 3) Wenn ich irgendeine Tatsache vortrage, die mir allein aus der Zusammenstellung von Herrn Moréri bekannt ist, so führe ich dieselbe sehr sorgfältig an. Ich mißtraue ihr stark, deshalb habe ich auf eine solche Bürgschaft hin nichts riskieren wollen; ich werfe sie in die Bresche, sie muß die Angriffe selbst aushalten. 4) Wenn ich diesen Autor nicht zitiere und dennoch etwas vortrage, was sich in seinem Werk befindet, so ist das ein zuverlässiger Beweis dafür, daß ich meine Information aus einer anderen Quelle geschöpft habe. Ich könnte schwören, daß ich ihm kein Wort und keine Silbe gestohlen habe; ich zitiere ihn jedesmal, wenn ich ihm auch nur das kleinste Wort entnehme, was sehr selten geschieht; und ich verzichte nur dann darauf, ihn anzuführen, wenn ich die Dinge durch so mühselige eigene Nachforschungen ermittelt habe, als wenn er von ihnen gar nicht gesprochen hätte. 5) Ich verweise den Leser auf ihn bei Sachen, die von nur ganz geringer Bedeutung sind. Es wäre aber absurd, Rückverweise bezüglich des Geburtstages, des Namen des Vaterlandes usw. anzubringen, denn derartige Rückverweise würden mehr Platz auf einer Seite beanspruchen als die Sache selbst, auf die verwiesen wird, und würden den Leser ganz zu Recht verdrießen. 6) Ich habe dieses Verhalten nicht deshalb befolgt, weil ich fürchtete, als Plagiator zu gelten. Das wäre eine sinnlose, sehr lächerliche Angst, denn bislang ist noch niemand mit seiner Verrücktheit so weit ge-

gangen, diejenigen als Plagiatores zu behandeln, die Ereignisse berichten, die ein anderer schon berichtet hat, die sie aber aus den Quellen schöpfen und dabei weder die Darstellungsweise noch die Anordnung oder die Ausdrücke des anderen verwenden. Es sieht auch nicht so aus, als ob es sich jemand in der Zukunft einfallen ließe, den geistigen Diebstahl auf so törichte Weise zu definieren. Eine derart absurde Definition würde uns zu der größtmöglichen Ungereimtheit bringen, daß nämlich der hervorragendste Historiker, der es unternähme, die Lebensgeschichte Karls V. zu verfassen, zwangsläufig der Plagiator des allererbärmlichsten Chronikenschreibers wäre, der Anekdoten von den Taten dieses großen Fürsten zusammengetragen hat. 7) Ich habe die Fehler, die ich Herrn Moréri vorzuwerfen habe, in eine gesonderte Anmerkung gesetzt. 8) Ich habe die Fehler übergangen, die sich in Artikeln finden, die er bringt und die bei mir fehlen, wiewohl sie ebenso wichtig und ebenso häufig in diesen Artikeln wie in den von mir gelieferten anzutreffen sind. 9) Ich habe mich nach der Ausgabe Lyon 1688 gerichtet. Das ist die fünfte und letzte, die in Frankreich erschienen ist. Ich weiß, daß die holländischen Ausgaben weit besser sind, aber ich glaubte, mich mit meinen Korrekturen auf diese Ausgabe zugunsten vieler Leute beziehen zu sollen, die sich keiner anderen als der französischen Ausgaben bedienen und die sie noch heutzutage suchen und lieber kaufen als die sechste und siebte Auflage.<sup>32</sup>

Aus alledem ergibt sich, daß mein *Dictionnaire* nicht die Absicht hat, den Absatz des anderen zu schmälern, sondern daß es ihn im Gegenteil steigern und seine Lektüre gewinnbringender machen soll.

Zugunsten der Jugend, die es nötig hat, daß man ihren Geschmack ein wenig formt und ihr Begriffe von größtmöglicher Genauigkeit beibringt, habe ich selbst die allergeringsten Fehler von Herrn Moréri bei den Gegenständen angemerkt, die er und ich behandeln. Denn was die Fehler an anderen Stellen betrifft,

<sup>32</sup> Das sind die eifrigen Katholiken, die haben sagen hören, daß die holländischen Ausgaben oft den Eifer von Herrn Moréri unterdrückt haben.

so lasse ich sie auf sich beruhen, wie ich bereits gesagt habe. Ich wünsche nicht, daß das geringschätzigste Licht, das hierdurch auf seine Arbeit fallen kann, die ihm gebührende Anerkennung schmälert. Ich stimme der Ansicht des Horaz über diejenigen bei, die uns den Weg zeigen:<sup>33</sup> Die ersten Verfasser von Wörterbüchern haben ziemlich viele Fehler begangen, haben uns aber große Dienste geleistet und einen Ruhm verdient, den ihnen ihre Nachfolger niemals streitig machen sollten. Herr Moréri hat große Mühen auf sich genommen, die jedermann zu irgend etwas gedient und die viele Leute hinreichend unterrichtet haben. Seine Mühe hat Licht an Orten ausgebreitet, an die andere Bücher es niemals hingetragen hätten und für die eine genaue Kenntnis der Umstände nicht erforderlich ist. Sie fährt fort, das Licht überall – und seit dem Erscheinen der beiden holländischen Ausgaben – mit größerer Reinheit auszubreiten. Diese Ausgaben sind unendlich besser als die französischen, denn sie sind von einem der fähigsten Autoren des Jahrhunderts durchgesehen worden. Ich spreche von Herrn Le Clerc, dessen gründliche Gelehrtheit, die von einem scharfen und durchdringenden Geist sowie von einer ausgezeichneten Urteilskraft unterstützt wird, ganz Europa bewundert. Er hat eine unendliche Anzahl von Fehlern darin korrigiert und sehr schöne Ergänzungen angebracht; niemand wäre geeigneter als er gewesen, dieses Werk zu vervollkommen, wenn anspruchsvollere und wichtigere Beschäftigungen ihm erlaubt hätten, diese Mühe auf sich zu nehmen. Ich kann den ungerechtfertigten Eigensinn derjenigen nicht billigen, die sich über die vielen Editionen von Moréri beklagen und die Buchhändler, die sie auf den Markt bringen, als öffentliche Giftmischer ansehen.

<sup>33</sup> »Dies war meine Domäne, in der ich erfolgreicher schreiben kann als Varro Atacinus sowie einige andere, die sich hier vergebens abgemüht hatten. Aber ich bin kleiner als ihr Erfinder, und ich wage es nicht, ihm den mit großem Lob geschmückten Kranz vom Kopf zu reißen.« Horaz, *Sat.* Buch I, 10, Vers 46 ff.

## VI. Weshalb ich meinen Namen auf das Titelblatt dieses Werks gesetzt habe

Diejenigen, die meinen Namen auf dem Titelblatt dieses Buches sehen und wissen, daß ich während der Drucklegung bei allen Gelegenheiten gesagt habe, daß ich ihn nicht dahin setzen werde, verdienen ein kurzes Wort in dieser Vorrede. Ich habe das nicht nur bei hundert Anlässen gesagt, sondern auch an verschiedenen Orten geschrieben,<sup>34</sup> und viele Leute wissen, daß alle meine Freunde diesen Entschluß heftig bekämpft haben, ohne daß doch die unzähligen Gründe, die ihr fruchtbares Genie und ihre großmütige Güte ihnen eingaben, irgendeinen Einfluß auf mich ausgeübt hätten. Ich tadele diejenigen nicht, die ihren Namen auf das Titelblatt ihrer Werke setzen, aber ich habe insgeheim stets einen Widerwillen dagegen gehabt. Antipathien lassen sich ebensowenig begründen wie der Geschmack; ich könnte jedoch sagen, daß meine natürliche Einstellung durch das Nachdenken verstärkt worden ist. Die weise Gleichmütigkeit, welche die antike Philosophie so nachdrücklich gepredigt hat, war stets nach meinem Geschmack. Jener berühmte Mann, der sich mehr bestrebte, ein ehrenwerter Mann zu sein, als so zu erscheinen,<sup>35</sup> der sich ständig kümmerte, wie er die Tugend ausüben wollte, niemals aber darum, ob er dafür gelobt werden würde, ist mir seit langem schon als ein sehr schönes Vorbild erschienen; und niemals ist mir eine Kritik vernünftiger erschienen als die gegen gewisse Philosophen gerichtete, die ihren Namen auf Abhandlungen setzten, in denen sie die Begierde nach Lobsprüchen verurteilten.<sup>36</sup> Warum also tadelt ihr Leute, die

<sup>34</sup> D. h. in den von mir versandten Briefen.

<sup>35</sup> »Er wollte lieber ein guter Mann sein als so zu erscheinen.« Man sehe Anm. (H) des Artikels AMPHIARAUS und Anm. (L) des Artikels CÄSAR. (Der letztgenannte Artikel nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>36</sup> Cicero berichtet die Sache, aber er zählt nicht zu denen, die sie tadeln. »Eben jene Philosophen haben ihren Namen sogar den Büchern vorangestellt, in denen sie über die Verachtung des Ruhmes schreiben. Selbst in den Büchern, in denen sie sich verächtlich über Lobpreisungen und rühmliche



auf Ruhm aus sind, wenn ihr <durch eure Schriften> selbst zu erkennen gebt, daß ihr diese Schwachheit <nicht> verdammt?\*

Diesen Vorstellungen zufolge erschien mir nichts schöner, als dieselbe Uneigennützigkeit, die sich laut Evangelium in allen Taten der Barmherzigkeit finden soll, auf sämtliche Dienste auszuweiten, die man sich dem Publikum zu erweisen bemüht. Das also sind die Maximen, die mich zu dem Entschluß brachten, meinen Namen nicht auf das Titelblatt dieses *Dictionnaire* zu setzen. Die Verleumder werden mir das nicht glauben; sie werden der Ansicht sein, daß meine Bedenken sich auf die geringe Ehre stützten, die man durch das Erscheinen auf dem Titelblatt eines großen, zusammengetragenen Werkes erwirbt, das sie eine »Kloake von Sammlungen«, »das Zusammengeschmierte eines Abschreibers« nennen werden. Von allen Unternehmungen, die man sich in der Gelehrtenrepublik vornehmen kann, so werden sie sagen, gibt es keine verachtenswertere als die der Kompilatoren; sie sind die Sherpas der großen Männer. Zwar sind sie nicht unnütz: »Solche Leute«, sagte Scaliger,<sup>37</sup> »sind die Lastenträger der gelehrten Männer, die uns alles zusammentragen. Das hilft uns sehr, solche Leute muß es geben.« Allein sind die niedrigsten Berufe nicht notwendig, und stammt der Nutzen, den sie erbringen, aus ihrer Niedrigkeit? Es ist also mehr Eitelkeit als Bescheidenheit, wenn man nicht für einen lastentragenden Autor gehalten werden will und die Klasse der Schriftsteller verlassen möchte, deren Produkte nicht so sehr Kopf- als vielmehr körperliche Arbeit sind und die ihr Gehirn auf ihren Schultern tragen. Die Verleumder mögen glauben, was sie wollen; gegen sie muß man nicht argumentieren. Ich werde daher einzig sagen,

Erwähnungen äußern, wollen sie selbst gelobt und genannt werden.« Cicero, *Pro Archia poeta*, Blatt 164 D meiner Folioausgabe. Man sehe auch *Tusc. disput.*, Buch I, S.247 D der Folioausgabe und Valerius Maximus, Buch VIII, Kap. 14, Nr. 3, extern.

\* <Die Worte in spitzen Klammern sind in Anlehnung an die Übersetzung von Pierre Desmaizeaux hinzugefügt. Hgg.)

<sup>37</sup> In den *Scaligerana*, mit der Stimme von du Maine, S. 148 meiner Ausgabe.

daß ich nicht aus Wankelmütigkeit, sondern aus Gehorsam dem Souverän gegenüber tue, was ich so oft gesagt habe, nicht tun zu wollen. Um den Streit einiger Buchhändler beizulegen, hat man es für ratsam befunden, daß ich mich nenne. Andernfalls hätte Herr Reinier Leers nicht das Privileg erhalten können, das er seiner Meinung nach unumgänglich benötigt. Ich gehorche folglich blindlings. Ich werde also nicht einmal den gefürchteten Richtspruch von Cato dem Zensor zu fürchten haben.<sup>38</sup>

Es bleibt mir noch, ein Wort zu meinen ›Errata‹ und zu zwei oder drei anderen Kleinigkeiten zu sagen.

Ich verstehe unter dem Wort ›Errata‹ meine Zusätze und meine Korrekturen. Wenn das Verzeichnis vollständig wäre, so umfaßte es mehr Seiten, als das jetzt der Fall ist. Ich schreibe sie nicht alle den Druckern zu, wie sehr sie auch unsere Geduld strapazieren, insbesondere wenn sie nicht alle Korrekturen ausführen, die man am Rande der Druckbogen anmerkt. Ich habe in diesem Punkt das Verhängnisvolle dieses Berufs erfahren, und ich vergesse es, so gut ich kann, *animus meminisse horret* (Es ist ein Graus für den Geist, sich daran zu erinnern). Nichtsdestoweniger übernehme ich einen Teil der Bürde, aber ich bitte diejenigen, die mich kritisieren wollen, gut auf meine ›Errata‹ zu achten. Ich bitte sie außerdem, falls sie auf etwas stoßen werden, was ihnen schlecht erscheint, nachzusehen, ob das nicht an den Autoren liegt, die ich anführe; denn wenn meine Übersetzungen nicht wortwörtlich sind, so sind sie doch zumindest sinngetreu. Sie müssen deshalb eine gewisse Unausgewogenheit enthalten, wenn meine Autoren unklar gesprochen oder gedacht haben.

Wenn einige Leute glauben, sie seien unbegründeterweise in diesem *Dictionnaire* kritisiert worden und zu ihrer Rechtfertigung irgendein kleines Druckwerk veröffentlichen, indem sie

<sup>38</sup> »Postumius Albinus hatte ein Geschichtswerk in griechischer Sprache geschrieben und bat dafür um Verzeihung. Cato machte sich über ihn lustig, indem er sagte, daß ihm diese zu gewähren sei, falls er durch Beschluß der Amphiktyonen gezwungen gewesen sei, jenes Werk auf griechisch zu verfassen.« Plutarch, *Cato maior*, S. 343 B meiner Ausgabe.

vom Vergeltungsrecht Gebrauch machen, so wird man, dessen bin ich mir sicher, es gutheißen, wenn ich, anstatt mich von meiner Arbeit abzuwenden, um ihnen zu antworten, den Entschluß fasse, alles dergleichen auf die Fortsetzung dieses Werks zu verweisen. Ich werde meine Fehler aufrichtig bekennen und mich von ihnen distanzieren, ohne Kniffe anzuwenden, wie so viele andere es tun. In meinen Urteilen bin ich gelegentlich entschiedener gewesen, als nötig gewesen wäre; aber in Wahrheit handelt es sich dabei lediglich um Zweifel, die ich vortrage, und wenn ich sie in einem anderen Ton äußere, dann deshalb, um vor allem die Gelehrten anzuspornen, mir ihre Belehrungen zukommen zu lassen und eifriger an der Aufhellung der Dinge mitzuwirken.

Ich bin fast durchgängig der gelehrten Rechtschreibung gefolgt, habe aber ein ›y‹ wie ein ›i‹ behandelt. Im Sachregister ist dies nicht erfolgt; ich habe das etwas zu spät bemerkt.

Ich bin erst ab dem Buchstaben ›M‹<sup>39</sup> auf den Gedanken gekommen, meine Zitate von denen der Autoren zu unterscheiden, aus denen ich Passagen anführe. Ab dieser Stelle bis zum Ende des Werks stammen die mit Ziffern markierten Zitate aus den Büchern selbst, aus denen ich irgend etwas entnommen habe. Die von mir stammenden sind mit Buchstaben und manchmal mit Sternchen markiert. Vor dem Buchstaben ›M‹ sind beide auf gleiche Art markiert. Ich kann nur für die meinen einstehen.

Den 23. Oktober 1696

*Diese Vorrede ist leicht überarbeitet worden, um in ihr einige Ausdrücke oder Wortfolgen zu ändern. Es ist aber nichts hinzugefügt worden, abgesehen von einigen Zitaten am Seitenrand und einigen Erläuterungen.\**

<sup>39</sup> Etwa auf S. 545. (Diese Seitenangabe bezieht sich auf die Erstauflage von 1697. Hgg.)

\* (Der kursiv gesetzte Zusatz findet sich ab der 2. Auflage von 1702 am Ende der Vorrede zur Erstauflage. Hgg.)

## ABDAS

ABDAS, Bischof in Persien zur Zeit Theodosius' des Jüngeren, verursachte durch seinen unbesonnenen Eifer eine ganz fürchterliche Verfolgung der Christen. Die Christen genossen in Persien völlige Gewissensfreiheit, als dieser Bischof sich die Freiheit nahm, einen der Tempel zu zerstören, in denen man das Feuer anbetete. Die Magier beschwerten sich darüber sogleich beim König, der Abdas holen ließ und ihm nach einem sehr milden Verweis befahl, den Tempel wieder aufbauen zu lassen. Obwohl der Fürst ihm erklärt hatte, daß er im Falle seines Ungehorsams sämtliche Kirchen der Christen einreißen lassen würde, wollte Abdas das nicht tun. Der Fürst machte daraufhin seine Drohung wahr<sup>a</sup> und überließ die Gläubigen der Gnade der Geistlichkeit seines Landes (B), welche die den Christen gewährte Toleranz mit Schmerzen angesehen hatte und daher mit großer Wut über sie herfiel. Abdas war der erste Märtyrer, der bei diesem Zusammentreffen umkam; er war, sage ich, der erste Märtyrer, wenn man einen Menschen so bezeichnen darf, der die Kirche durch seine Unbesonnenheit<sup>b</sup> (C) in so großes Unglück stürzte. Die Christen, die bereits eins der wichtigsten Stücke christlicher Geduld vergessen hatten, griffen zu einem Mittel, das ein weiteres Blutbad verursachte. Sie erflehten Hilfe von Theodosius, wodurch ein langer Krieg zwischen Römern und Persern entfacht wurde.<sup>c</sup> Es ist zwar zutreffend, daß die Perser unterlagen. Aber stand es fest, daß sie die Römer nicht besiegen würden und daß infolge ihrer Siege die spezielle Verfolgung der Christen in Persien nicht ausufern und auch alle anderen Kirchen erfassen könnte? Hier sieht man, was aus dem

<sup>a</sup> Theodoret, *Hist. eccl.*, Buch V, Kap. 39 entnommen.

<sup>b</sup> Vedelius, ein protestantischer Theologe, tadelt diesen Bischof. Man sehe Voetius, *Disputat.*, Bd. III, S. 310.

<sup>c</sup> Socrates, *Hist. eccl.*, Buch VII, Kap. 18.

unbedachten Eifer eines einzelnen Menschen entstehen kann. Dreißig Jahre reichten kaum aus, um die Wut der Verfolger zu befriedigen.<sup>d</sup> Wer diesen Grund für die leidenschaftlichen Angriffe der Perser unterdrückt hat,<sup>e</sup> ist nicht zu entschuldigen. Gegen solche Leute kann man in der Gelehrtenrepublik dieselbe Klage erheben, die man vor Gericht gegen gewisse Verkäufer anstrengt, wenn sie absichtlich Informationen zurückhalten, die dem Käufer bekannt sein müßten;<sup>f</sup> und es wäre zu wünschen, daß das Publikum gegenüber Historikern, die bestimmte Dinge unterdrücken, unnachsichtiger wäre, als es der Fall ist. Es gibt so wenige Historiker, die das nicht tun, daß es an der Zeit sein dürfte, dies nach Möglichkeit zu ändern.

*(B) Der Gnade der Geistlichkeit seines Landes.*

So nenne ich die Magier, die unter anderem Sorge für die Religion trugen. Ihnen oblag es, darauf zu achten, daß diesbezüglich keine Neuerungen eingeführt wurden. Theodoret vergleicht sie mit dem Wirbelwind, der die Meereswogen entstehen läßt. »Dreißig Jahre dauert nun schon der Aufruhr des Meeres, der von den Magiern wie von Stürmen und Unwettern ausging.«<sup>4</sup> Das war ihre Rolle in dem Wüten, das die persische Kirche dreißig Jahre lang so heftig erschütterte. Socrates berichtet, daß sie sich verschiedener Betrügereien bedienten, um den Zuwachs der christlichen Religion zu bremsen, als sie sahen, daß die Freundschaft, die Isdegerdes für den hl. Bischof Maruthas empfand, Anlaß zu der Befürchtung gab, daß er ihre Religion verlassen könnte.<sup>5</sup> Sie waren kühn genug, einen Menschen unterirdisch in

<sup>d</sup> Theodoret, *Hist. eccl.*, Buch V, Kap. 39.

<sup>e</sup> Man sehe Anm. (C).

<sup>f</sup> (...). Cicero, *De officiis*, Buch III, Kap. 16. Man sehe auch Grotius *De jure belli*, Buch II, Kap. 8, Nr. 7 und Pufendorf, *De jure nat.*, Buch V, Kap. 3.

<sup>4</sup> Theodoret, *Hist. eccl.*, Buch V, Kap. 39.

<sup>5</sup> Socrates, *Hist. eccl.*, Buch VII, Kap. 8.

dem Tempel zu verstecken, in den der König ging, um das Feuer anzubeten, und sie gaben diesem Menschen die Anweisung, in Gegenwart des Königs loszuschreien, daß man diesen Fürsten verjagen müsse, weil er die Gottlosigkeit besessen hatte zu glauben, ein christlicher Priester wäre ein Freund Gottes. Wenn das, was die Gottlosen höchst fälschlich behaupten, wahr wäre, daß nämlich die Religion lediglich eine menschliche Erfindung sei, die von den Herrschern eingeführt wurde, um das Volk unter dem Joch des Gehorsams zu halten, müßte man dann nicht zugeben, daß die Fürsten als allererste in ihre eigene Falle getappt wären? Denn weit davon entfernt, daß die Religion sie zu Herren über ihre Untertanen machte, unterwirft sie die Religion im Gegenteil ihren Völkern in dem Sinne, daß sie verpflichtet sind, nicht die Religion zu haben, die ihnen die beste zu sein scheint, sondern die ihres Volkes. Und wenn sie einer von dieser verschiedenen Religion anhängen wollen, so hängt ihre Krone an einem seidenen Faden. Man sehe, wie die Magier Persiens ihren Prinzen bedrohten, der lediglich einen Bischof freundlich behandelt hatte. Hat man nicht behauptet, daß der letzte König von Siam von Thron gestoßen wurde, weil er den christlichen Missionaren zu sehr gewogen war?<sup>6</sup> Derselbe Socrates, der uns über die von den Magiern verwendeten Kunstgriffe informiert, mit denen sie die Verbreitung des Evangeliums aufhalten wollten, belehrt uns auch, daß sie nach dem Tod des Isdegerdes seinem Sohn einen derartigen Verfolgungsgeist einpflanzten, daß es zur Verübung entsetzlicher Grausamkeiten gegen die Christen kam. Sie hatten schon vergeblich versucht, diesen Geist seinem Vater einzuflößen, denn es fehlte nicht viel, daß er das Christentum angenommen hätte. Socrates bezeugt das, aber er tut unrecht daran, nicht freimütig zu gestehen, daß Bischof Abdas durch seinen mutwilligen Frevel den Magiern einen sehr einleuchtenden Vorwand geliefert hatte. Man vergleiche dies mit der Anmerkung (B) des Artikels JUNIUS, Franciscus, Professor in Leiden.\*

<sup>6</sup> Ich schreibe dies im Jahr 1693.

\* 〈Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.〉

(C) *Ein Mensch, der durch seine Unbesonnenheit.*

Nicht alle Kirchenhistoriker haben die Unaufrichtigkeit besessen, die ich soeben Socrates vorgeworfen habe, denn Theodoret hat freimütig eingeräumt, daß der Bischof, der einen Tempel zerstörte, Anlaß zu der schrecklichen Verfolgung gegeben hat, welche die Christen in Persien erdulden mußten.<sup>7</sup> Er streitet nicht ab, daß der Eifer dieses Bischofs unzeitig war, aber er behauptet, daß seine Weigerung, einen solchen Tempel wiederaufzubauen, bewundernswürdig sei und eine Auszeichnung verdiene. »Denn«, so fügt er hinzu, »mir scheint es eine genauso große Gottlosigkeit zu sein, dem Feuer einen Tempel zu errichten, wie es anzubeten.« Nikephoros hat dies alles von Theodoret abgeschrieben.<sup>8</sup> Ich für meinen Teil bin der Ansicht, daß kein Mensch, sei er nun Metropolit oder Patriarch, sich jemals diesem Gesetz der natürlichen Religion entziehen kann: »Man muß den Schaden, den man seinem Nächsten zugefügt hat, entweder durch Wiedergutmachung oder auf andere Weise ausgleichen.« Nun hatte Abdas als ein schlichter Mensch ohne Staatsamt und Untertan des Königs von Persien das Gut eines anderen zerstört, und zwar ein um so privilegierteres Gut, als es der herrschenden Religion gehörte. Er war folglich schlechterdings verpflichtet, dem Befehl seines Herrschers bezüglich der Wiedergutmachung bzw. der Wiederherstellung des Gutes, das er zerstört hatte, zu gehorchen. Und es war eine schlechte Entschuldigung zu sagen, der wiederaufgebaute Tempel hätte dem Götzendienst gedient. Denn nicht Abdas hätte ihn dazu gebraucht, und nicht er wäre für den Mißbrauch verantwortlich gewesen, den seine Besitzer mit ihm hätten anstellen können. Wäre es ein gültiger Grund, die Rückgabe einer Geld-

<sup>7</sup> Theodoret, *Hist. eccl.*, Buch V, Kap. 39.

<sup>8</sup> Buch XIV, Kap. 19. Ich finde bei Saldenus, *Otia theol.*, S. 639, daß Socrates das, was der Bischof getan hat, eine »bemerkenswert unzeitige Aktion nennt.« Er zitiert *Hist. tripart.*, Buch X, Kap. 30, aber es ist sicher, daß dieses Kapitel aus Theodoret entnommen ist. Voetius, *Disput. theol.*, Bd. III, S. 310, zitiert Eusebius, der davon nichts sagen konnte.

börse, die man jemandem gestohlen hat, mit den Worten zu verweigern, der Bestohlene sei ein Mensch, der sein Geld für Ausschweifungen verwendet? Laßt ihn nur machen, ihr habt Gott nicht Rechenschaft zu geben für den Mißbrauch, den er von seinem Geld macht; laßt ihm sein Gut, welches Recht habt ihr daran? Außerdem: war der Bau eines Tempels, ohne den die Perser weiterhin Götzendiener geblieben wären wie zuvor, vergleichbar mit der Zerstörung mehrerer christlicher Kirchen? Der Bischof mußte folglich dem letzteren Übel durch das erstere zuvorkommen, denn der Fürst hatte dies in seine Wahl gestellt. Und schließlich: Was ist geeigneter, die christliche Religion bei allen Völkern der Welt verhaßt zu machen als zu sehen, daß die Christen, nachdem sie sich als Leute eingeschmeichelt haben, die nur die Freiheit verlangen, ihre Lehre vorzutragen, sodann die Kühnheit besitzen, die Tempel der Religion des Landes zu zerstören und es ablehnen, sie wieder aufzubauen, wenn der Herrscher es befiehlt? Gibt das den Ungläubigen nicht Anlaß zu sagen: »Diese Leute verlangen zunächst lediglich die schlichte Toleranz, aber nach kurzer Zeit wollen sie Ämter und Aufgaben mit uns teilen und sodann unsere Herren werden. Anfangs schätzen sie sich sehr glücklich, wenn man sie nicht verbrennt, sodann sehr unglücklich, wenn sie weniger Rechte genießen als die anderen und schließlich noch weit unglücklicher, wenn sie nicht die allein herrschende Partei sind. Eine gewisse Zeit lang ähneln sie Cäsar, der keinen Herrn über sich, daraufhin ähneln sie Pompeius, der keinen Ebenbürtigen neben sich ertrug.« (...).<sup>9</sup>

Die Verfolger der Reformierten haben diesen Gedanken Karl IX. in böswilliger Absicht eingeflößt, der, so heißt es, sich eines Tages dieser Worte im Gespräch mit dem Admiral de Coligny bediente: »Anfänglich behaupten sie, mit ein wenig Freiheit zu frieden zu sein, sodann wollen sie ebenbürtig sein, kurz danach alleine herrschen und uns aus dem Königreich vertreiben.«<sup>10</sup>

<sup>9</sup> Lukan, Buch I, Vers 125. Man sehe auch Florus, Buch IV, Kap. 2.

<sup>10</sup> Davila, *Hist. delle guerre civili di Francia*, Buch IV, S. 158 unter dem Jahr 1566.



Das sind die unvermeidlichen Unannehmlichkeiten, denen sich die Leute aussetzen, die so nachdrücklich behaupten, man müsse sich der Kraft des weltlichen Arms zur Durchsetzung des wahren Glaubens bedienen. Dieser Art waren auch die Grundsätze des Abdas, denn was hätte er mit bewaffneter Hand unter einem christlichen Herrscher nicht gegen die Götzendiener unternommen, wenn er schon unter einem heidnischen Fürsten, der das Evangelium tolerierte, einen Tempel zerstörte, den die Heiden in besonderem Maße verehrten? Man vergleiche hiermit das, was man in der Anmerkung (B) des Artikels BRAUN, Georg, finden wird.\*

\* 〈Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.〉

## ACOSTA

ACOSTA, Uriel, ein portugiesischer Edelmann, wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Porto geboren. Er wurde in der katholischen Religion erzogen, zu der sich sein Vater aufrichtig bekannte,<sup>a</sup> obwohl er aus einer der jüdischen Familien stammte, die mit roher Gewalt gezwungen worden waren, die Taufe zu empfangen. Er wurde auf die Art erzogen, die Kindern aus guter Familie zukommt: Man ließ ihn Verschiedenes lernen, zu guter Letzt die Jurisprudenz. Die Natur hatte ihn mit guten Anlagen ausgestattet, und von der Religion war er so tief durchdrungen, daß er alle Gebote der Kirche eifrig zu befolgen wünschte, um der ewigen Verdammnis zu entgehen, die er sehr fürchtete. Aus diesem Grund widmete er sich der sorgfältigen Lektüre des Evangeliums und anderer geistlicher Bücher sowie dem Studium der Lehrbücher über die Beichte. Je mehr er sich aber damit beschäftigte, desto mehr spürte er, wie seine Schwierigkeiten wuchsen, bis sie ihn schließlich so sehr überwältigten, daß er sich in tödlicher Unruhe befand, weil er keine Lösung finden konnte. Er sah keine Möglichkeit mehr, pünktlich seine Pflicht hinsichtlich der Bedingungen für die Absolution nach der Lehre guter Kasuisten zu erfüllen. Daher verzweifelte er an seinem Heil, falls es nur auf diesem Weg zu erlangen war. Da er es aber schwierig fand, eine Religion aufzugeben, an die er seit der Kindheit gewöhnt war und die durch die Kraft der Überredung in seinem Gemüt verwurzelt war, blieb ihm nur die Untersuchung, ob nicht vielleicht das, was man ihm über das andere Leben beigebracht hatte, falsch war und ob diese Lehren überhaupt mit der Vernunft übereinstimmten. Ihm schien, daß seine

<sup>a</sup> »Mein Vater war wirklich ein Christ.« Uriel Acosta in seinem *Exemplar humanae vitae*, abgedruckt bei Herrn Limborch am Ende seiner *Amica collatio cum judaeo de veritate religionis christianae*, Amsterdam 1687, in Quart.

Vernunft ihm sofort Gründe zu deren Bestreitung lieferte. Damals war er etwa 22 Jahre alt, und dies war die Lage, in der er sich befand: Er zweifelte, und auf welche Art auch immer entschied er, daß er auf dem Weg, den ihm seine Erziehung gewiesen hatte, niemals seine Seele retten würde. Unterdessen studierte er die Rechte und erhielt mit 25 Jahren eine Pfründe.<sup>b</sup> Da er nicht ohne Religion leben wollte und das Bekenntnis zum Papismus ihm keine Ruhe schenkte, las er Moses und die Propheten, fand bei ihnen mehr Befriedigung als im Evangelium und gelangte schließlich zu der Überzeugung, daß der Judaismus die wahre Religion sei. Da er sich in Portugal aber nicht zum Judaismus bekennen konnte, entschloß er sich, sein Land zu verlassen. Er gab seine Pfründe auf und schiffte sich nach Amsterdam ein, zusammen mit seiner Mutter und seinen Brüdern, die er – so mutig war er – im jüdischen Glauben unterwiesen hatte (B) und die völlig von seinen Ansichten eingenommen waren. In Amsterdam angekommen, schloß er sich der Synagoge an und wurde dem Brauch entsprechend beschnitten. Er änderte seinen Namen von Gabriel zu Uriel. Schon nach kurzer Zeit erkannte er, daß die Sitten und Bräuche der Juden nicht mit dem mosaischen Gesetz übereinstimmten. Über eine derartige Diskrepanz konnte er nicht schweigen, aber die Oberen der Synagoge gaben ihm zu verstehen, daß er ihren Dogmen und Bräuchen Punkt für Punkt folgen müsse und daß man ihn bei der geringsten Abweichung exkommunizieren würde. Diese Drohung schreckte ihn nicht. Er fand, daß es zu einem Mann, der die Annehmlichkeiten seines Vaterlandes für die Gewissensfreiheit aufgegeben hatte, schlecht paßte, Rabbinen nachzugeben, die keine Jurisdiktion besaßen (C), und daß er weder Mut noch Gottesfurcht zeigte, wenn er seine Ansichten in einem solchen Konflikt preisgab. Deshalb blieb er bei seiner Haltung. Er wurde auch exkommuniziert, was die Wirkung hatte, daß sogar seine eigenen Brüder – eben diejenigen, die er im jüdischen Glauben unterwiesen hatte – nicht wagten, mit ihm zu sprechen noch ihn zu grüßen, wenn sie ihm auf der Straße begegneten. In

<sup>b</sup> Die Würde des Schatzmeisters einer Kollegialkirche.

dieser Situation verfaßte er eine Schrift zu seiner Rechtfertigung, in der er zeigte, daß die Bräuche und Traditionen der Pharisäer den mosaischen Schriften entgegenstehen. Kaum hatte er damit begonnen, schloß er sich der Meinung der Sadduzäer an, denn er gewann die feste Überzeugung, daß die Strafen und Belohnungen des alten Gesetzes nur dieses Leben betreffen. Er stützte sich dabei hauptsächlich darauf, daß Moses weder das Glück des Paradieses noch das Leid der Hölle irgendwo erwähnt hat. Sobald seine Gegner erfuhren, daß er diese Ansicht vertrat, waren sie höchst erfreut, denn sie sahen voraus, daß er ihnen damit eine gute Handhabe bot, um die Maßnahmen der Synagoge gegen ihn vor den Christen zu rechtfertigen usw. So kam es, daß sie noch bevor sein Werk gedruckt vorlag ein Buch über die Unsterblichkeit der Seele veröffentlichten,<sup>c</sup> das ein Arzt verfaßt hatte, der nichts ungenutzt ließ, um Acosta als Atheisten erscheinen zu lassen. Man stiftete die Kinder an, ihn auf offener Straße zu beschimpfen und sein Haus mit Steinen zu bewerfen. Acosta ließ es sich nicht nehmen, ein Werk gegen das Buch des Arztes zu veröffentlichen und darin mit aller Kraft die Unsterblichkeit der Seele zu bestreiten.<sup>d</sup> Die Juden wandten sich an die Gerichte von Amsterdam und stellten ihn als einen Menschen hin, der sämtliche Fundamente der jüdischen und der christlichen Religion umstürze. Man ließ ihn verhaften und nach acht oder zehn Tagen gegen Kautions wieder laufen; man konfiszierte die Auflage seines Buches und erlegte ihm eine Geldbuße von 300 Gulden auf. Acosta machte hier nicht Halt: die Zeit und die Erfahrung trieben ihn noch viel weiter. Er untersuchte, ob das mosaische Gesetz von Gott kam, und er glaubte, gute Gründe für die Überzeugung zu haben, daß es nur eine Erfindung des menschlichen Geistes war. Aber anstatt daraus die Folgerung zu ziehen »Ich darf nicht in die jüdische Glaubensgemeinschaft zurückkehren«, folgerte er »Warum soll ich hartnäckig für mein ganzes Leben von ihr getrennt blei-

<sup>c</sup> Im Jahr 1623.

<sup>d</sup> Dieses Werk hat den Titel *Examen traditionum philosophicarum ad legem scriptam*.

ben, mit so vielen Nachteilen, ich, der ich mich in einem fremden Land befinde, dessen Sprache ich nicht verstehe? Ist es nicht viel besser, mit den Wölfen zu heulen?» Aufgrund dieser Überlegungen kehrte er fünfzehn Jahre nach seiner Exkommunikation in den Schoß des Judentums zurück, widerrief seine Thesen und unterschrieb, was man von ihm verlangte. Einige Tage später wurde er von einem Neffen angezeigt, der bei ihm wohnte. Dieser junge Bursche hatte bemerkt, daß sein Onkel die Gesetze der Synagoge weder bei seinen Mahlzeiten noch in anderen Punkten befolgte. Diese Anschuldigung hatte befremdliche Folgen, denn ein Verwandter Acostas, der ihn mit den Juden versöhnt hatte, glaubte sich nun ehrenhalber verpflichtet, ihn unerbittlich zu verfolgen (D). Die Rabbinen und ihre ganze Gemeinde schlossen sich dieser Haltung an, vor allem nachdem sie erfahren hatten, daß Acosta zwei Christen, die von London nach Amsterdam gekommen waren, davon abgeraten hatte, Juden zu werden. Man zitierte ihn vor den Großen Rat der Synagoge und eröffnete ihm, daß er noch einmal exkommuniziert würde, wenn er nicht die geforderte Genugtuung leiste. Acosta fand diese Forderungen so hart, daß er antwortete, er könne sie nicht erfüllen. Daraufhin beschlossen sie, ihn aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Es ist unbeschreiblich, welcher Schimpf ihm daraufhin angetan wurde und welche Verfolgungen er seitens seiner Verwandten erleiden mußte. Nachdem er sieben Jahre in dieser traurigen Lage zugebracht hatte, entschloß er sich, seine Bereitschaft zu erklären, sich dem Urteil der Synagoge zu unterwerfen, denn man hatte ihm zu verstehen gegeben, daß er aufgrund dieser Erklärung glimpflich davonkommen würde, weil die Richter mit seiner Unterwerfung zufrieden sein und die strenge Strafe abmildern würden. Er wurde jedoch getäuscht: Man erlegte ihm die ursprünglich zuerkannte Buße in ihrer vollen Härte auf (E). Ich habe dies, ohne etwas zu verschweigen oder zu verändern und ohne mich für die Fakten verbürgen zu wollen, einer kleinen Schrift Acostas entnommen,<sup>c</sup> die von Herrn Limborch veröffentlicht und wi-

<sup>c</sup> Mit dem Titel *Exemplar humanae vitae*.

derlegt worden ist.<sup>f</sup> Man glaubt, daß er sie wenige Tage vor seinem Tod verfaßt hat und nachdem er sich entschlossen hatte, aus dem Leben zu scheiden. Er führte diesen entsetzlichen Entschluß aus, kurz nachdem er seinen Hauptfeind verfehlt hatte.<sup>g</sup> Denn da die Pistole versagte, mit der er ihn töten wollte, als er ihn vor seinem Haus vorbeigehen sah, verschloß er seine Tür, nahm eine andere Pistole und tötete sich selbst.<sup>h</sup> Das geschah in Amsterdam, aber man weiß nicht genau, in welchem Jahr (F). Dies ist ein Beispiel zugunsten derer, welche die Freiheit verdammen, über Religionsdinge zu philosophieren, denn sie berufen sich vor allem darauf, daß eine solche Denkweise in kleinen Schritten zum Atheismus oder zum Deismus führe (G). Ich werde kurz auf die Betrachtung eingehen, die Acosta darüber anstellte, daß die Juden ihn noch verhaßter zu machen suchten, indem sie gern behaupteten, er sei weder Jude noch Christ noch Mohammedaner (H).

(B) *Die er – so mutig war er – im jüdischen Glauben unterwiesen hatte.*

Er vergißt nicht, die Umstände zu erwähnen, die das Opfer verdeutlichen können, das er seiner Religion brachte. Er sagt, er habe einen einträglichen und ehrenvollen Posten ebenso aufgegeben wie sein schönes Haus, das sein Vater im vornehmsten Viertel der Stadt gebaut hatte.<sup>2</sup> Er führt auch die Gefahr der Einschiffung an. Denn wer von Juden abstammt, darf das Königreich nicht ohne eine Sondererlaubnis des Königs verlassen. (...).<sup>3</sup> Schließlich sagt er, daß man ihn hingerichtet hätte, wenn bekannt geworden wäre, daß er seine Mutter und seine Brüder

<sup>f</sup> Man sehe oben Fußn. (a).

<sup>g</sup> Es handelt sich um seinen Bruder oder um seinen Cousin. Limborch in der Vorrede zum *Exemplar vitae hum.*

<sup>h</sup> Limborch, ebd.

<sup>2</sup> Uriel Acosta, *Exemplar humanae vitae*, S. 347.

<sup>3</sup> Ebd.

im Judaismus unterwiesen hatte. Seine Liebe zu ihnen brachte ihn dazu, diese Gefahr zu mißachten. (...).<sup>4</sup> Hier sehen wir übrigens, daß die Spanier und Portugiesen alles getan haben, was die ausgeklügeltste und härteste Politik zur Stützung einer Partei ersinnen kann. All das haben sie zur Unterstützung des Christentums und zur Vernichtung des Judaismus eingesetzt, und man würde ihnen schweres Unrecht antun, wenn man sie beschuldigte, sie hätten nach Art von Menschen, die seelenruhig die Wirkung ihrer Gebete abwarteten, die Kirche dem Schutz des Himmels überlassen. (...). Man könnte vielmehr sagen, sie haben entsprechend den Vorwürfen gehandelt, die Cato den Römern machte, als er sie dafür tadelte, daß sie sich auf die Hilfe der Götter verließen; sie helfen niemals den Trägen, fügte er hinzu, denn die Trägheit ist ein Zeichen dafür, daß der Himmel zürnt. (...).<sup>6</sup> Schließlich möchte man sagen, daß die Lektion, für welche die Spanier und Portugiesen am empfänglichsten sind, der letzte Teil des Grundsatzes ist, den ein moderner Autor so formuliert hat: »Man muß sich sozusagen der Vorsehung Gottes überlassen, als ob alle menschliche Klugheit nutzlos wäre, und sich nach den Regeln menschlicher Klugheit richten, als ob es keine Vorsehung gäbe.«<sup>7</sup> Sie würden sich fraglos über jeden Autor lustig machen, der sie tadeln wollte, weil sie das Christentum wie einen alten Palast behandelten, der auf allen Seiten gestützt werden muß, weil er einzustürzen droht, und den Judaismus wie eine Festung, die man unablässig mit Granaten und Bomben belegen muß, wenn man sie schwächen will. Gewisse Methoden, die gute Sache zu unterstützen, muß man mit Recht verurteilen, aber letztlich braucht sie Unterstützung, und das Mißtrauen ist die Mutter der Sicherheit. (...).

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Sallust, *Bellum Catilin.*, S. 160.

<sup>7</sup> Cotin, *Oeuvres galantes*, Bd. I, im *Discours sur la verité des songes*, S. 260.

*(C) Rabbinen, die keine Jurisdiktion besaßen.*

Zweifellos besteht ein großer Unterschied zwischen den Gerichten, die unser Acosta in seiner Heimat zu fürchten hatte, und dem Gericht der Amsterdamer Synagoge. Dieses kann nur Kirchenstrafen verhängen, aber die christliche Inquisition kann die Todesstrafe verhängen, denn sie liefert die von ihr Verurteilten dem weltlichen Arm aus. Ich wundere mich also nicht, daß Acosta die jüdische Inquisition weniger fürchtete als die portugiesische. Er wußte, daß die Synagoge keine Gerichte hatte, die sich in Zivil- und Strafprozesse einmischten. Daher betrachtete er seine Exkommunikation als ›kalten Blitzschlag‹; er sah als Konsequenz dieser Kirchenstrafe weder den Tod oder eine andere Aktion des Henkers noch das Gefängnis noch Geldstrafen. Er glaubte daher, daß er, der mutig genug war, seine Religion in Portugal nicht zu verraten, mit weitaus besserem Grund den Mut haben müßte, unter den Juden seinem Gewissen entsprechend zu reden, selbst wenn sie ihn dann exkommunizieren sollten; denn das war alles, was Leute ohne eigene Gerichtsbarkeit tun konnten. (...) <sup>8</sup> Es erging ihm jedoch wie fast allen Menschen, die über miteinander verbundene Übel urteilen: Sie bilden sich ein, das Unglück bestehe in der Verbindung von zwei oder drei Strafen, und man sei nicht sehr zu bedauern, wenn man nur eines dieser Übel erdulden müsse. Sobald die Vorsehung sie nur eines dieser zwei oder drei Übel durchmachen läßt, machen sie die Erfahrung des Gegenteils. Sie empfinden es viel stärker als sie erwartet hatten. Die portugiesische Inquisition erschien dem Juden Acosta fürchterlich. Warum? Weil er sie mit der unmittelbaren oder mittelbaren Macht verbunden sah, Menschen einzukerkern, zu foltern, zu verbrennen. Wenn er sie als Institution betrachtet hätte, die nur exkommunizierte, so hätte er sie nicht sehr gefürchtet. Das ist der Grund, warum er sich über die Drohungen der Amsterdamer Synagoge hinwegsetzte. Die Erfahrung lehrte ihn jedoch, daß die bloße Macht der Exkommunikation schrecklich genug

<sup>8</sup> Acosta, *Exemplar humanae vitae*, S. 347.



ist, auch wenn sie von den Funktionen des weltlichen Arms völlig getrennt ist. Nach seiner Exkommunikation betrachtete man ihn als einen Aussätzigen. Seine eigenen Brüder wagten ihn nicht mehr zu grüßen. (...).<sup>9</sup> Auf der Straße liefen die kleinen Kinder schreiend hinter ihm her und verfluchten ihn; sie roteten sich vor seiner Wohnung zusammen und warfen mit Steinen. (...). Weder drinnen noch draußen fand er Ruhe. (...).<sup>10</sup> Durch die Exkommunikation sah er sich so schweren Übeln ausgesetzt, daß er sie schließlich nicht mehr ertragen konnte. Denn so sehr er auch die Synagoge haßte, wollte er doch lieber mittels einer vorgetäuschten Versöhnung zu ihr zurückkehren, als offen von ihr getrennt zu sein. Daher sagte er auch einigen Christen, die Juden werden wollten, daß sie nicht wüßten, welches Joch sie sich auf den Hals luden. (...).<sup>11</sup> Doch wie groß waren seine Schwierigkeiten, als er sich nicht der schimpflichen Buße unterziehen wollte, die ihm die Synagoge auferlegte, und er sich folglich immer noch in den Fesseln der Exkommunikation sah! Man spuckte aus, wenn man ihm begegnete, und hielt auch die Kinder dazu an. (...).<sup>12</sup> Seine Verwandten verfolgten ihn, niemand kam ihn in seinen Leiden besuchen. Machen wir es kurz. Man drangsalierte ihn auf vielerlei Arten, so daß man schließlich die geforderte Unterwerfung aus ihm herauspreßte. (...).<sup>13</sup> Wir werden in Anmerkung (E) sehen, welche Strafe man ihm auferlegte. Er wußte nun besser als je zuvor, wie schrecklich selbst solche Leute sind, die ohne jede Jurisdiktion die Gesetze der Kirchenzucht handhaben.

Ich hüte mich davor, die Argumente der Independenten zu billigen. Diese Leute finden es ganz schlecht, daß die Kirche das Recht der Exkommunikation beansprucht, d. h. das Recht, Strafen zu verhängen, die manchmal schimpflicher sind als ein Brandzeichen und die einen Menschen mehr zeitlichen Übeln

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> A. a. O., S. 348.

<sup>12</sup> A. a. O., S. 349.

<sup>13</sup> Ebd.

aussetzen als die körperlichen Züchtigungen, die bürgerliche Richter verhängen. Der Richterspruch unterbindet nicht Handlungen und Pflichten der Humanität, noch viel weniger Pflichten der Blutsverwandtschaft. Die Exkommunikation hingegen läßt mitunter Väter gegen ihre Kinder die Waffe erheben und umgekehrt, sie erstickt sämtliche natürlichen Gefühle, sie zerreißt die Bande der Freundschaft und der Gastlichkeit, sie bringt Menschen in die Lage von Pestkranken und sogar in noch viel größere Verlassenheit.

*(D) Ein Verwandter (---) glaubte sich verpflichtet (---), ihn unerbittlich zu verfolgen.*

Dies sind die Übeltaten dieses Verwandten: Acosta war im Begriff, eine zweite Ehe einzugehen; ein großer Teil seines Vermögens befand sich in den Händen eines seiner Brüder, und Acosta hatte ein großes Interesse daran, die Geschäftsbeziehungen mit diesem aufrechtzuerhalten. Sein Verwandter durchkreuzte alle diese Pläne. Er verhinderte die Heirat und veranlaßte den Bruder, Acostas Geld einzubehalten und keine weiteren Geschäfte mit ihm zu machen. Dieses Vorgehen muß als einer der Gründe angesehen werden, die Acosta in seiner gottlosen Haltung bestärkten. Denn er redete sich zweifellos ein, daß diese Leidenschaften und Ungerechtigkeiten mit gewissen Stellen des Alten Testaments gerechtfertigt werden könnten, wo das Gesetz Brüdern, Vätern und Ehegatten befahl, das Leben ihrer Brüder, Kinder und Ehefrauen nicht zu schonen, falls sie sich gegen die Religion erhoben.<sup>14</sup> Man muß wissen, daß Acosta sich dessen als Beweis gegen das mosaische Gesetz bediente, denn er behauptete, ein Gesetz, das die natürliche Religion umstürzte, könne nicht von Gott, dem Urheber dieser Religion, stammen.<sup>15</sup> »Denn«, so sagte er, »die natürliche Religion knüpft Bande der

<sup>14</sup> Man sehe Deuteronomium, Kap. 13.

<sup>15</sup> Acosta, *Exemplar humanae vitae*, S. 352.

Liebe zwischen Verwandten.« Man sehe, was Herr Limborch auf diesen Sophismus erwidert hat.<sup>16</sup>

*(E) Die ursprünglich zuerkannte Buße in ihrer vollen Härte.*

Hier ist seine eigene Darstellung: In der Synagoge war eine große Menge von Männern und Frauen zusammengekommen, um das Schauspiel anzusehen. Er kam herein, bestieg zur festgesetzten Zeit die Kanzel und verlas mit lauter Stimme ein Schriftstück mit seinem Bekenntnis, daß er tausendfach den Tod verdient habe, weil er weder den Sabbat noch sein Glaubensgelübde eingehalten und konversionswilligen Menschen vom Bekenntnis des Judaismus abgeraten hatte; daß er zur Sühnung dieser Verbrechen bereit sei, alles zu erdulden, was man ihm auferlegen würde, und daß er gelobe, nie wieder in derartige Sünden zurückzufallen. Nachdem er von der Kanzel herabgestiegen war, befahl man ihm, sich in eine Ecke der Synagoge zu begeben, wo er sich bis zum Gürtel entblößte und die Schuhe auszog. Dann band der Türsteher seine Hände an eine Säule, und der Vorsänger gab ihm 39 Peitschenhiebe, nicht mehr und nicht weniger, denn bei derartigen Zeremonien achtet man darauf, die vom Gesetz vorgeschriebene Anzahl nicht zu überschreiten. Danach kam der Prediger und befahl ihm, sich auf den Boden zu setzen, und sprach ihn von der Exkommunikation los, so daß das Tor zum Paradies nicht mehr wie zuvor für ihn verschlossen war. (...).<sup>17</sup> Acosta zog seine Kleider wieder an und legte sich dann an der Tür der Synagoge auf den Boden; alle, die hinausgingen, schritten über ihn hinweg. Ich glaubte, der Leser würde diesen kleinen Ausschnitt aus den jüdischen Zeremonien hier ganz gern sehen.<sup>18</sup>

<sup>16</sup> Philipp van Limborch in der *Refutat. Urielis Acostae*, S. 361 ff.

<sup>17</sup> Acosta, *Exemplar humanae vitae*, S. 350.

<sup>18</sup> Er ist Acostas *Exemplar humanae vitae*, S. 349 f. entnommen.

(F) *Aber man weiß nicht genau, in welchem Jahr.*

Vieles spricht dafür, daß er sich kurz nach der Lossprechungszeremonie tötete, voller Zorn über die Behandlung, die er entgegen seiner Hoffnung auf eine mildere Strafe erlitten hatte. Daraus läßt sich jedoch nicht der genaue Zeitpunkt bestimmen, weil wir das Jahr nicht kennen, in dem er diese Buße leistete. Wenn man wüßte, wie lange er im Zustand der Exkommunikation gelebt hat, nachdem das Buch des Arztes im Jahr 1623 veröffentlicht worden war, wäre die genaue Berechnung nicht schwer. Denn er gibt an, daß seine erste Exkommunikation fünfzehn Jahre und die zweite sieben Jahre dauerte und daß die zweite bald auf die erste folgte. In der *Bibliothèque universelle* heißt es, daß er sich etwa im Jahr 1647 tötete;<sup>19</sup> andere sagen jedoch, daß es 1640 war.<sup>20</sup>

(G) *Eine solche Denkweise führt in kleinen Schritten zum Atheismus oder zum Deismus.*

Acosta dient ihnen als Beispiel. Er wollte sich nicht mit den Entscheidungen der katholischen Kirche zufriedengeben, weil er fand, daß sie mit seiner Vernunft gar nicht übereinstimmten, und er nahm den Judaismus an, weil er in ihm mehr Übereinstimmung mit seinen Einsichten antraf. Danach verwarf er unzählige jüdische Traditionen, weil er zu dem Urteil kam, daß sie nicht in der Schrift enthalten waren; sogar die Unsterblichkeit der Seele verwarf er unter dem Vorwand, das göttliche Gesetz sage nichts davon. Zuletzt leugnete er die Göttlichkeit der Bücher Mose, weil die Befehle dieses Gesetzgebers nach seinem Urteil nicht mit der natürlichen Religion übereinstimmten. Wenn er sechs oder sieben Jahre länger gelebt hätte, dann hätte er vielleicht sogar die natürliche Religion geleugnet, weil seine

<sup>19</sup> *Biblioth. univers.*, Bd. VII, S. 327.

<sup>20</sup> Joh. Helvicus Willemerus in der *Dissertat. philologica de Sadducaei*, letzte Seite. Er zitiert Müller, *Judaism.*, Vorrede, S. 71.

erbärmliche Vernunft ihm Schwierigkeiten in der Lehre von der Vorsehung und dem freien Willen des ewigen und notwendigen Wesens gezeigt hätte. Wie dem auch sei, es gibt niemanden, der beim Gebrauch seiner Vernunft nicht den Beistand Gottes nötig hätte, denn ohne Beistand ist sie ein Führer, der in die Irre geht. Man kann die Philosophie mit stark ätzenden Pulvern vergleichen, die zunächst das wilde Fleisch einer Wunde verzehren, dann das gesunde Fleisch angreifen, die Knochen anfressen und bis ins Mark zersetzen. Die Philosophie widerlegt zunächst die Irrtümer, aber wenn man ihr hier nicht Einhalt gebietet, greift sie die Wahrheiten an; und wenn man sie nach Gutdünken walten läßt, geht sie so weit, daß sie nicht mehr weiß, wo sie ist, und keinen Ruheplatz mehr findet. Das muß man der Schwäche des menschlichen Geistes oder dem Mißbrauch seiner vorgeblichen Kräfte anlasten. Zum Glück oder vielmehr: durch eine weise Anordnung der Vorsehung sind nur wenige Menschen in der Lage, in diesen Mißbrauch zu verfallen.

*(H) Sie behaupteten gern, er sei weder Jude noch Christ noch Mohammedaner.*

In dieser Behauptung, erwiderte Acosta, steckt sowohl Bosheit als auch Unwissenheit. Denn wenn er Christ gewesen wäre, hätten sie ihn als einen abscheulichen Götzendiener betrachtet, der ebenso wie der Begründer des Christentums vom wahren Gott als Abtrünniger zu bestrafen gewesen wäre. Wenn er der mohammedanischen Religion gefolgt wäre, hätten sie nicht weniger haßerfüllt von ihm gesprochen. Er konnte sich also auf keine andere Art vor ihrer üblen Nachrede schützen als dadurch, daß er sich demütig den pharisäischen Traditionen anschloß. (...).<sup>21</sup> Er gibt noch eine weitere Antwort, denn er fragt seine Gegner, ob sie außer den drei genannten Religionen, von denen die zwei letzten in ihren Augen weniger eine Religion als vielmehr ein Aufstand gegen Gott waren, noch eine andere

<sup>21</sup> Acosta, *Exemplar humanae vitae*, S. 351.

Religion anerkennen. Er setzt dabei voraus, daß sie eine natürliche Religion als wahr und als das Mittel anerkennen, das ausreicht, das Wohlgefallen Gottes zu erlangen und alle Völker außer den Juden zu retten. Es ist die Religion, die in den sieben Geboten enthalten ist, die Noah und seine Nachkommen bis zu Abraham befolgten. »Folglich«, so sagt er, »gibt es nach Eurer Meinung eine Religion, auf die ich mich verlassen kann, obwohl ich von Juden abstamme. Denn wenn auch meine Gebete Euch nicht dazu bringen können, daß Ihr mir gestattet, mich unter die Menge der anderen Völker zu mischen, so werde ich mir auch weiterhin diese Freiheit nehmen.« Hierauf singt er das Loblied der natürlichen Religion.

Wie sehr die Idee der Neutralität in Religionsdingen  
die Menschen schockiert und empört

Aus seiner ersten Antwort läßt sich leicht ersehen, daß die Juden ihm einen eher trügerischen als starken Einwand machten. Dieser war weniger solide als glänzend, eher ihren Zwecken dienlich als den Gesetzen genauen Denkens gemäß. Er war im Grunde ein wenig betrugsverdächtig. Sein Glanz kommt daher, daß der Geist des Menschen so angelegt ist, daß ihn aufgrund des ersten Eindrucks die Neutralität in der Gottesverehrung heftiger verstört als eine falsche Gottesverehrung. Sobald er also davon hört, daß bestimmte Leute die Religion ihrer Väter verlassen haben, ohne sich einer anderen Religion anzuschließen, wird er von stärkerem Abscheu erfüllt, als wenn er erfährt, sie seien von der besseren zur schlechteren Religion übergetreten. Dieser erste Eindruck verblüfft und bewegt ihn derart, daß er sich daraufhin sein Urteil über jene Leute bildet und dementsprechend starke Leidenschaften ihnen gegenüber empfindet. Er hat nicht die nötige Geduld, gründlich zu prüfen, was wirklich besser ist: sich unter die Fahne des Teufels in einer der falschen Religionen zu stellen, die dieser Feind Gottes und der Menschen gestiftet hat, oder aber Neutralität zu wahren. Man darf also glauben, daß die Pharisäer, die Acosta verfolgten, ihren Ein-

wand nur geltend machten, weil sie ihn brauchbar fanden, um das Volk aufzuschrecken und die Christen in den Streit hineinzuziehen. Ich gebe zu, daß sie weniger Lärm gemacht hätten, wenn er in Amsterdam das Christentum oder in Konstantinopel den Mohammedanismus angenommen hätte; aber sie hätten ihn dann nicht weniger verloren, verdammt und abtrünnig gefunden: Ihre Zurückhaltung wäre nur politisch bedingt und die Wirkung berechtigter Furcht vor dem Groll der herrschenden Religion gewesen. Nach dem ersten Eindruck zu urteilen, gibt es kaum Protestanten, die auf die Meldung hin, jemand habe die reformierte Kirche verlassen, ohne in eine andere Glaubensgemeinschaft einzutreten, nicht sagen würden, er sei ein schlimmerer Übeltäter, als wenn er Papist geworden wäre. Ich möchte diese Protestanten aber gern fragen: »Habt Ihr gute Gründe dafür? Habt Ihr gut überlegt, was Ihr sagen würdet, wenn er ein glühender Bekenner des Papismus geworden wäre, wenn man sehen würde, wie er mit Reliquien beladen zu allen Prozessionen läuft, kurzum, wenn er all die Ausschweifungen des Götzendienstes und des Aberglaubens der Mönche praktizieren würde? Könntet Ihr antworten, daß Ihr anders sprechen würdet, wenn Ihr hörtet, er sei Jude oder Mohammedaner oder Anbeter der chinesischen Pagoden geworden?« Noch einmal: Der Geist des Menschen ist so angelegt, daß der erste Eindruck die Richtschnur seiner Leidenschaften ist, daß er sich den Augenblick zunutze macht und nicht fragt, was er unter anderen Umständen sagen würde. Dieser Mensch hat uns verlassen und sich keiner anderen Partei angeschlossen; deswegen muß man ihn angreifen, seine Indifferenz muß jetzt sein größtes Verbrechen sein. Wenn er Heide geworden wäre, würden wir ihn deswegen angreifen und sagen oder zumindest denken: »Wenn er wenigstens neutral geblieben wäre und sich dem Gros der natürlichen Religion zugesellt hätte, möchte das noch durchgehen; so aber usw.«

Durch die zweite Antwort nahm Acosta seinen Gegnern einen großen Vorteil: Er ging in Deckung vor dieser starken Batterie »Es ist besser, eine falsche Religion zu haben, als gar keine«. Nichtsdestoweniger wollen wir abschließend sagen, daß er ein

verabscheuungswürdiger Mensch und ein mißratener Geist war, der elendiglich auf den Irrwegen seiner falschen Philosophie verlorenging.



## AMPHIARAUS

AMPHIARAUS, einer der größten Propheten des Heidentums, war der Sohn des Oïkles und ein Urenkel des Melampus, der einen Teil des Königreichs Argos als Geschenk erhalten hatte, weil er den Frauen dieses Landes einen großen Dienst erwiesen hatte.<sup>a</sup> Diese Teilung des Königreichs war ein Keim der Zwietracht, deren große Auswirkungen sich noch zur Zeit des Königs Adrastos von Argos bemerkbar machten, der sich gezwungen sah, sein Land zu verlassen, weil er sich nicht gegen die Partei des Amphiaraus behaupten konnte.<sup>b</sup> Dieser hatte Talau, den Vater des Adrastos, töten lassen und die Krone an sich gerissen.<sup>c</sup> Der Streit wurde durch die Heirat des Amphiaraus mit Eriphyle, der Schwester des Adrastos, beigelegt, so daß letzterer den Thron wiedererlangte. Davon spreche ich an anderer Stelle<sup>d</sup>, ohne dabei die neuen Streitigkeiten zu vergessen, die Eriphyle, die zur Schiedsrichterin gewählt wurde, zugunsten des Adrastos und zum Nachteil ihres Gatten entschied. Der Streich, den sie ihrem Gatten während der Vorbereitungen des Feldzugs gegen Theben spielte, war eine schändliche Tat. Amphiaraus, der dank seiner Sehergabe voraussah, daß er in diesem Krieg umkommen werde, wollte nicht daran teilnehmen und verbarg sich. Seine Gattin wurde jedoch durch ein Geschenk dazu gebracht, sein Versteck zu verraten.<sup>e</sup> Er mußte daher gegen seinen Willen die anderen Fürsten auf dem Zug gegen Theben begleiten. Dieser

<sup>a</sup> Man sehe den Artikel MELAMPUS. (Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>b</sup> Pindar, *Od. IX, Nemeor.*, S. 608.

<sup>c</sup> Man sehe Benoits Kommentar zu Pindar, a. a. O., S. 608 f.

<sup>d</sup> In Anm. (F) des Artikels ADRASTUS. (Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>e</sup> Man sehe den Artikel ALKMAION, Sohn des Amphiaraus. (Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

ging sehr unglücklich aus, und Amphiarus kam auf erstaunliche Weise um: Durch einen Blitzschlag tat sich eine Erdspalte auf, und er wurde mitsamt seinem Wagen von dem Abgrund verschlungen. Wer behauptet, dieses Unglück sei ihm an demselben Tag widerfahren, an dem sich das Heer Theben näherte,<sup>f</sup> täuscht sich. Er starb erst am Tag des Rückzugs, nachdem die Belagerung eine ganze Zeitlang gedauert hatte. Dieses traurige Ereignis ist von zahlreichen Autoren berichtet worden, weshalb die Umstände nicht immer übereinstimmend dargestellt sind. Es hat recht abwegige Betrachtungen über diese Todesart gegeben. So hat man geglaubt, Amphiarus sei aus der Hölle wiedergekommen, und man hat den Ort seiner Wiederauferstehung angegeben.<sup>g</sup> Er wurde in die Schar der Götter aufgenommen; man weihte ihm Tempel, und sein Orakel war hochberühmt. Die Spiele, die man ihm zu Ehren abhielt,<sup>h</sup> erregten Aufsehen. Man glaubt, daß er vor allem durch die Deutung von Träumen hervorstach, aber er beschränkte sich nicht darauf: Er war der Erfinder der Weissagung mittels des Feuers. Gegen seine Gattin empfand er so heftigen Groll, daß er den Kindern, die er von ihr hatte, befahl, sie zu töten, sobald ihr Alter es erlaubte.<sup>i</sup> Man hat ihm hohes Lob gezollt, u. a. auch dieses, daß er sich bemühte, ehrenhaft zu sein und es nicht bloß zu scheinen – ein großartiges Thema für Betrachtungen (H). Wenn ich nicht irre, ist Apollodor der einzige, der ihn in das Verzeichnis der Argonauten aufgenommen hat,<sup>k</sup> denn weder Apollonius noch Hyginus noch Valerius Flaccus haben das getan. Man zählt ihn zu den weisen Männern, die das Unglück hatten, in Unternehmungen verwickelt zu werden, die von Toren geleitet wurden. Dies ist zweifellos ein trauriges Schicksal, das aber nur zu gewöhnlich

<sup>f</sup> Charles Etienne und Lloyd in ihren Wörterbüchern, Olivier zu Val. Max., Buch VIII, gegen Ende, sowie mehrere andere.

<sup>g</sup> Man sehe Fußn. (45). (Nicht aufgenommen in dieses Sammlung. Hgg.)

<sup>h</sup> Man sehe Benoit zu Pindar, *Ode VII, Olymp.*, S. 143.

<sup>i</sup> Das hat dann sein Sohn Alkmaion ausgeführt. Man sehe seinen Artikel. (Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>k</sup> Apollodorus, Buch I, S. 53.

ist. Die Art, wie er eine Frau tröstete, die ihren toten Sohn beweinte, verlangt eine Anmerkung. Ich wüßte gern Näheres über den Prozeß, den die Steuereinnehmer gegen seine Priester führten. Ich habe an anderer Stelle<sup>1</sup> die Nichtigkeit des Arguments aufgezeigt, mit dem man die Gewißheit seiner Prophezeiungen beweisen wollte. Er hinterließ zahlreiche Kinder, von denen eines die Stadt Tibur in Italien gründete. Plinius notiert dies in seinem Bericht von sehr sonderbaren Dingen bezüglich des langen Lebens der Bäume.

*(H) Seine Maxime, sich zu bemühen, eher ehrenhaft zu sein als bloß zu scheinen, ist ein großartiges Thema für Betrachtungen.*

Zuerst will ich das Faktum berichten. Aristides »war niemals stolz wegen der Ehre, die man ihm erwies, noch war er niedergeschlagen oder beunruhigt wegen einer erfahrenen Ablehnung oder Verweigerung; denn er war der Meinung, daß ein guter Bürger sich immer bereithalten sowie Körper und Geist im Dienst der öffentlichen Angelegenheiten einsetzen muß, ohne einen äußeren Lohn in Form von Geld, Ehre oder Ruhm zu erhoffen oder zu erwarten. Nun trug man eines Tages im Theater gewisse Verse aus einer Tragödie des Aischylos vor, die den alten Seher Amphiaraus priesen und deren Tenor dieser war: ›Er will nicht gerecht scheinen, sondern es sein, da er die Tugend aus tiefstem Herzen liebt, woraus gewöhnlich, wie wir sehen, weiser Rat zum Besten erwächst.‹ Da richteten sich unverzüglich alle Augen auf Aristides als denjenigen, dem vor allen anderen das Lob für eine so hohe Tugend mit Recht gebührte, denn er widerstand fest und unerschütterlich nicht nur Gunst und Gewogenheit, sondern auch Zorn und Haß. Und wo es um die Gerechtigkeit ging, hat er weder aus Freundschaft etwas für seine Freunde noch aus Feindschaft etwas gegen seine Gegner

<sup>1</sup> In Anm. (F) des Artikels MELAMPUS. (Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

unternommen.«<sup>86</sup> Das ist das schönste Lob der Welt. Amphiarus war zu bewundern, wenn er es verdiente; Aristides, der es zu verdienen schien, war ein unvergleichlicher Mann. (...).

Wir wollen einige Betrachtungen zu einem Thema anstellen, das eine Unzahl von Reflexionen nahelegt. I. Wenn die Heiden auch nicht die wahre Tugend ausübten, so haben sie sie doch wenigstens gut kennen müssen, denn sie haben diejenigen gelobt, die sich von einer guten Tat weder einen finanziellen Vorteil noch öffentliche Anerkennung als Lohn versprachen, und sie haben diejenigen verachtet, die mit ihrem tugendhaften Verhalten auf den guten Ruf, den Ruhm oder den Beifall ihrer Mitmenschen abzielten. Ihr mögt am Profit, am Erlangen von Reichtümern oder Posten so desinteressiert sein wie ihr wollt – wenn ihr es nicht auch hinsichtlich des Lobes seid, so kriecht ihr nur: Ihr seid dann nicht von der Krankheit der Eigenliebe geheilt, ihr habt euch dann erst von den größten Fesseln befreit, ihr tragt nur eine feinere Kette. Kurz: ihr werdet euer Abbild in Herrn Esprits Abhandlung *La fausseté des vertus humaines* finden. Wendet auf alle Tugenden an, was Seneca für die Freigebigkeit vorschreibt, und sie werden wirkliche Tugenden sein. Ohne dieses sind sie es mitnichten. Hier ist die Sittenlehre dieses Philosophen; er beantwortet diesen Einwand: (...). »Wie also? Er soll nicht wissen, von wem er es empfangen hat? Zunächst soll er es nicht wissen, falls eben das ein Teil der Wohltat ist, aber danach will ich noch viel mehr tun, ihm vieles zukommen lassen, woran er dessen Urheber erkennen kann. Zuletzt soll er nicht wissen, daß er empfangen hat; ich aber werde wissen, daß ich gegeben habe. Du sagst, ›das ist zu wenig‹. Zu wenig, wenn du an Zinsen denkst; wenn du nur ans Geben denkst, wirst du so geben, wie es dem Empfänger am meisten nützt, und damit zufrieden sein, daß du es weißt. Anderenfalls freut dich nicht die gute Tat, sondern der Anschein, Gutes getan zu haben. ›Ich will, daß er es weiß‹, sagst du. Du suchst einen Schuldner. ›Ich

<sup>86</sup> Plutarch in der *Vita Aristidis*, S.120. Ich bediene mich der Übersetzung von Amyot. Man sehe auch Plutarch, *Apophthegmata*, S.186 und *De audiendis poetis*, S.32.

will auf jeden Fall, daß er es weiß.‹ Was, wenn es für ihn nützlicher ist, es nicht zu wissen? Wenn es ehrenhafter, wenn es angenehmer ist? Wirst du dann nicht deine Meinung ändern? ›Ich will, daß er es weiß.‹ So willst du ihn nicht im Dunkeln lassen? Ich leugne nicht, daß man nach dem Willen des Empfängers Freude empfinden kann, wenn die Sachlage es erlaubt. Wenn es aber nötig ist, daß ihm geholfen wird, und er sich dessen schämt; wenn meine Gabe beleidigt, falls sie nicht verborgen bleibt, dann lasse ich von meiner Wohltat nichts verlauten. Was also? Ich werde ihm nichts von meiner Gabe sagen, weil es zu den ersten und notwendigsten Geboten gehört, ihm eine Wohltat nicht vorzuhalten, ihn nicht einmal daran zu erinnern. Denn dies ist das Gesetz der Wohltätigkeit zwischen Geber und Empfänger: Der eine soll seine Gabe sofort vergessen, der andere aber niemals, daß er sie empfangen hat.«<sup>87</sup>

Meine II. Betrachtung lautet, daß die Absicht, Lob zu ernten, nur selten der einzige Zweck derjenigen ist, die sich nicht mit dem Zeugnis ihres Gewissens begnügen. Wenn man die Personen sorgfältig beobachtet, die diese beiden Dinge anstreben: einerseits ehrenhaft zu sein und andererseits auch so zu scheinen, wird man sehen, daß sich ihr Ehrgeiz nicht darauf beschränkt, die Wirklichkeit der Tugend mit ihrem äußeren Anschein zu verbinden. Der feine Duft des Weihrauchs genügt ihnen nicht, sie wünschen, daß sich etwas Gröberes damit vermischt. Die bloße Reputation kommt ihnen wie eine allzu geistige Belohnung vor, sie bemühen sich, sie in Annehmlichkeiten des Lebens zu verwandeln, und sie benutzen Lob und Anerkennung häufig dazu, sich das Wohlwollen derer zu erwerben, die Posten zu vergeben haben; und dann benutzen sie dieses Wohlwollen, um sich zu bereichern oder um alle ihre Leidenschaften zu befriedigen. Daher besteht das sicherste Mittel, die Reinheit der Seele zu bewahren, darin, eben das zu tun, was man von Amphiaraus und Aristides gesagt hat: Bemüht euch, ehrenhaft zu sein, das sei euer großes Ziel. Strebt nicht danach, ehrenhaft zu scheinen, denn dieses Streben hat gefährlichere Folgen als ihr denkt.

<sup>87</sup> Seneca, *De beneficiis*, Buch II, Kap. 10.

III. Sokrates wird das Wort zugeschrieben, daß es keinen kürzeren Weg zur Tugend gibt, als sich zu bemühen, ganz der zu sein, als der man erscheinen möchte. (...). Dieser Rat ist sehr vernünftig, denn die Begierde, sich eines ausgezeichneten Rufs zu erfreuen und öffentliche Anerkennung zu bekommen, ist bei den gleichen Leuten, die nicht viel Lust haben, innerlich tugendhaft zu sein, so stark und so weit verbreitet, daß man jedem großen Fortschritt in der Tugend versprechen kann, der sich bemüht, zwischen dem wirklichen Zustand seiner Seele und der Meinung, die man wunschgemäß von ihr haben soll, vollkommene Übereinstimmung herzustellen. Man muß jedoch einräumen, daß es auf diesem Weg weniger Uneigennützigkeit gibt als auf dem des Amphiarus »Man erscheine ehrenhaft, und man sei es auch; man genieße einen guten Ruf, aber man sei seiner auch würdig, man erschleiche sich nicht die Achtung seiner Mitmenschen.« Das war der Rat des Sokrates. Er wollte niemandem den Glanz der Lobsprüche nehmen. Amphiarus hätte gesagt: »Seid ehrenhaft und kümmert euch nicht darum, ob man es weiß und ob man euch dafür lobt.«

IV. Man wird mir einwenden, das eine gehe nicht ohne das andere, und weil man mit falschen Tugenden, d. h. mit der Geschicklichkeit, eine sündige Seele unter dem Anschein der Ehrenhaftigkeit zu verbergen, am Ende einen guten Ruf erlangt, werde man denselben noch zuverlässiger durch wirkliche Tugenden erlangen. Daraus wird man schließen, daß Amphiarus und seinesgleichen es sich zur Ehre anrechneten, etwas zu verachten, von dem sie sehr wohl wußten, daß es ihnen nicht fehlen würde. Ich erwidere euch aber, daß es oft genug viel leichter ist, ehrenhaft zu sein, als dafür gehalten zu werden, und daß es keineswegs ein notwendiges Folgeverhältnis zwischen diesen beiden Dingen gibt, von welchem Ende man auch anfängt. Um ehrenhaft zu sein, ist es nur nötig, seine Leidenschaften zu besiegen; aber um dafür gehalten zu werden, muß man gegen die Leidenschaften der anderen kämpfen und über sie triumphieren. Ihr habt listige und heftige Feinde, die hunderterlei Verleumdungen gegen euch austreuen. Wer sie hört, glaubt sie und verbreitet seinerseits Verleumdungen. Wer sie aber nicht glaubt,

bringt Einwände vor und lehrt dadurch eure Feinde, wie man die Verleumdungen vorbringen muß, damit sie wahrscheinlicher werden. Manchmal wißt ihr nichts von diesen Machenschaften, und wenn ihr sie ganz oder teilweise kennt, könntet ihr euch Punkt für Punkt rechtfertigen? Wenn ihr ehrenhaft seid, wie ich bei euch voraussetze, seid ihr vertraut mit den Schurkereien eurer Feinde und mit den Winkelzügen, mit denen man gewöhnliche Köpfe einnimmt? Würdet ihr es nicht vorziehen, den Pöbel in seinem Irrtum zu belassen, als eure ganze Muße darauf zu verwenden, den Verleumdern entgegenzutreten? Würde eure Wachsamkeit jemals ausreichen, um das Lügengebäude einzureißen, das deren Bosheit in leichtgläubigen und mißratenen Gemütern errichtet hat, die sich weitaus stärker vom Vorgehen jener Leute beeindrucken lassen als von eurer ganzen Beredsamkeit und allen euren Argumenten? (...).

## ANAXAGORAS

ANAXAGORAS, einer der berühmtesten Philosophen der Antike, wurde um die 70. Olympiade in Klazomenai in Ionien geboren und war ein Schüler des Anaximenes. Seine adlige Herkunft, sein Reichtum und seine Großmut, mit dem er sein gesamtes Erbe seinen Verwandten überließ (A), verschafften ihm hohes Ansehen. Er widmete sich voll und ganz der Naturforschung und mischte sich nicht in öffentliche Angelegenheiten. Das gab Anlaß zu der Frage, ob er sich gar keine Sorgen um sein Vaterland mache. Seine Antwort war bewundernswert, christliche Philosophen könnten keine bessere geben. »Ja«, sagte er mit zum Himmel erhobenen Händen, »ich mache mir ernstlich Sorgen um mein Vaterland.«<sup>a</sup> Ein andermal fragte man ihn, wofür er geboren sei, und er antwortete, »um die Sonne, den Mond und den Sternenhimmel zu betrachten.«<sup>b</sup> Dementsprechend bestimmte er das höchste Gut oder das Ziel des menschlichen Lebens als die Kontemplation und den Zustand der Freiheit, den sie herbeiführt.<sup>c</sup> Er war erst zwanzig Jahre alt, als er in Athen zu philosophieren begann.<sup>d</sup> Einigen Autoren zufolge hat er als erster die Lehre der Philosophie dorthin gebracht, die seit ihrer Begründung durch Thales in Ionien in Blüte gestanden hatte. Das werde ich in dem Artikel ARCHELAOS, der Philosoph, untersuchen.\* Fest steht jedenfalls, daß er in Athen berühmte Schüler hatte, vor allem Perikles und Euripides. Einige rechnen auch Themistokles und Sokrates dazu, aber hinsichtlich des Themistokles werden sie von der Chronologie widerlegt.<sup>e</sup> Nichts

<sup>a</sup> Aus Diogenes Laertius, Buch II, Nr. 6 f.

<sup>b</sup> Ders., a. a. O., Nr. 10.

<sup>c</sup> Klemens von Alexandrien, *Stromata*, Buch II, S. 416.

<sup>d</sup> Diog. Laert., Buch II, Nr. 7.

\* 〈Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.〉

<sup>e</sup> Plutarch, *Themistokles*, S. 112.



kann wohl eine vorteilhaftere Vorstellung der Tüchtigkeit des Anaxagoras vermitteln als die Art der Fortschritte, die Perikles unter seiner Anleitung machte, denn er legte ihm das ernste und würdevolle Auftreten nahe, das ihn befähigte, die Republik zu regieren.<sup>f</sup> Er legte den Grundstein für die erhabene und siegreiche Beredsamkeit, die ihm soviel Macht verschaffte,<sup>g</sup> und er lehrte ihn, die Götter zu fürchten, ohne abergläubisch zu sein.<sup>h</sup> Es kommt hinzu, daß seine Ratschläge Perikles halfen, die schwere Bürde des Regierens zu tragen.<sup>i</sup> Was ihn auszeichnete, war die Neuheit und Eigentümlichkeit seiner Lehren. So lehrte er, daß es Hügel, Täler und Bewohner auf dem Mond gebe und daß die Sonne ein durch und durch feuriger Materieklumpen sei (B), größer als die Peloponnes.<sup>k</sup> Ihm zufolge ist der Schnee schwarz,<sup>l</sup> wofür er einen wenig überzeugenden Grund nannte; er berief sich nämlich darauf, daß einerseits der Schnee verdichtetes Wasser und andererseits Schwarz die eigentümliche Farbe des Wassers sei.<sup>m</sup> Ganz allgemein nahm er an, daß die Augen nicht die wahre Farbe der Gegenstände ausmachen könnten und daß unsere Sinne trügerisch seien, weshalb das Urteil über die Dinge nicht ihnen, sondern der Vernunft zukomme.<sup>n</sup> Nach seinen Worten sind die Himmel aus Stein<sup>o</sup> und werden durch ihre schnelle Bewegung am Herabfallen gehindert.<sup>p</sup> Anderen Berichten zufolge hat er eingeräumt, daß der Himmel »seinem Wesen nach die Natur des Feuers habe« und daß er durch die

<sup>f</sup> Ders., *Perikles*, S. 154.

<sup>g</sup> Man sehe Anm. (E) des Artikels PERIKLES, am Ende. (Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>h</sup> Man sehe die Anmerkungen (A) und (B) des Artikels PERIKLES. (Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>i</sup> Man sehe Fußn. (19).

<sup>k</sup> Diog. Laert., Buch II, Nr. 8.

<sup>l</sup> Cicero, *Academ. quaest.*, Buch II, Kap. 23 und 31. Laktanz, Buch V, Kap. 3.

<sup>m</sup> Sextus Empiricus, *Pyrrhon. hypotypos.*, Buch I, Kap. 13.

<sup>n</sup> Ders., *Adv. mathem.*, Buch VII, S. 153.

<sup>o</sup> Man sehe Anm. (I), am Anfang.

<sup>p</sup> Diog. Laert., Buch II, Nr. 12.

Wucht seiner Kreisbewegung Steine von der Erde nach oben reiße und entzünde, so daß sie zu Gestirnen würden.<sup>q</sup> Ferner habe er gelehrt, daß die Lebewesen anfänglich aus Erde und warmer Feuchtigkeit gebildet wurden<sup>r</sup> und sich später eins aus dem anderen zeugten, die Männchen auf der rechten, die Weibchen auf der linken Seite.<sup>s</sup> Er nahm so viele Grundbestandteile an, wie es zusammengesetzte Körper gibt, denn er glaubte, daß jeder Körper aus vielen kleinen, einander ähnlichen Teilen gebildet ist, die er wegen dieser Gleichförmigkeit ›Homöomeren‹ nannte. Das führte ihn jedoch zu einer These, die sein System belastet,<sup>t</sup> nämlich daß alle Samen oder die Grundbestandteile jeder Art sich in jedem Körper finden. Moréri hat diese Ansicht sehr schlecht wiedergegeben, Lukrez hingegen hat sie sehr gut erklärt und gründlich widerlegt. Das gibt mir Gelegenheit, einige Betrachtungen über diese Lehre anzustellen. Besonders schön am System des Anaxagoras war dies: Während man bis dahin über den Weltenbau räsoniert hatte, indem man einerseits nur eine völlig ungestaltete Materie annahm und andererseits nur den Zufall und eine blinde Notwendigkeit, die jene in eine Form brachte, hat er als erster angenommen, daß eine Intelligenz die Bewegung der Materie verursachte und das Chaos ordnete (D). Das war zweifellos der wahre Grund, warum dieser große Philosoph den Beinamen Νοῦς, d. h. ›Geist‹ oder ›Verstand‹ erhielt.<sup>u</sup> Seine Rechtgläubigkeit war nicht sehr lauter (E), sondern mit zahlreichen Mängeln behaftet, was weniger befremdlich ist als die Tatsache, daß seine Vorgänger in der Naturphilosophie die Wahrheit nicht kannten, die er gewahr wurde, obwohl sie so leicht zu erkennen war und die Dichter sie so oft besungen hatten (F). Ich will untersuchen, ob die Lehre

<sup>q</sup> Plutarch, *De placitis philos.*, Buch II, Kap. 13. Ich bediene mich der Übersetzung Amyots.

<sup>r</sup> Diog. Laert., Buch II, Nr. 12.

<sup>s</sup> Ders., a. a. O., Nr. 9.

<sup>t</sup> Man sehe Anm. (G).

<sup>u</sup> Man sehe Anm. (C), Ziffer II. (Diese Anmerkung nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

von den Homöomeren nicht eine Menge Widersprüche enthält (G); mir scheint, daß sie von vorn bis hinten damit gespickt ist und daß überhaupt die Vorstellungen der Alten, die vom Chaos gesprochen haben, nicht weniger verworren waren als das Chaos selbst. Sagen wir, um jeden Hauch von Übertreibung zu vermeiden, daß sie zumindest schwerlich angemessen waren und daß die Alten kein Recht zu der Behauptung hatten, daß dieser Zustand des Durcheinander nicht mehr bestehe (H). Wie man berichtet, hat Anaxagoras vorhergesagt, daß der Stein, der vom Himmel in den Aegos fiel und wie eine heilige Reliquie aufbewahrt und verehrt wurde, vom Körper der Sonne herabfallen würde. Man schreibt ihm auch einige andere Vorhersagen zu.<sup>x</sup> Er hat die Geometrie weit vorangebracht;<sup>y</sup> wie sich herausstellte, hatte er im Gefängnis über die Quadratur des Kreises geschrieben.<sup>z</sup> Sein universaler Geist war allem gewachsen: den schwierigsten Naturphänomenen, den Kometen, der Milchstraße, Erdbeben, Winden, Blitz und Donner,<sup>aa</sup> der Nilüberschwemmung,<sup>bb</sup> Sonnen- und Mondfinsternissen und ähnlichen Dingen, deren Ursachen er entdeckte. All das, verbunden mit astronomischen und geometrischen Spekulationen, hinderte ihn nicht, die Gedichte Homers mit dem Eifer eines Mannes zu studieren, der Geheimnisse entdecken und die Literatur bereichern will. Er war der erste, der sie als Lehrbuch der Moral verstand, in dem Tugend und Gerechtigkeit durch allegorische Erzählungen erklärt werden.<sup>cc</sup> Umstände und Ausgang des Prozesses, der ihm in Athen wegen Gottlosigkeit gemacht wurde, werden verschieden geschildert; die einen sagen, daß er verurteilt, die anderen, daß er freigesprochen wurde (K). Perikles, der ihn in dieser Angelegenheit unterstützte, geriet in den Verdacht des Atheismus, weil er einen derartigen Lehrmei-

<sup>x</sup> Man sehe Anm. (I).

<sup>y</sup> Proklos Diadochos, Buch II über das erste Buch des Euklid.

<sup>z</sup> Plutarch, *De exilio*, S. 607.

<sup>aa</sup> Diog. Laert., Buch II, Nr. 9.

<sup>bb</sup> Diodorus Siculus, Buch I, Kap. 38.

<sup>cc</sup> Diog. Laert., Buch II, Nr. 12.

ster gehabt hatte. Davon spreche ich an anderer Stelle.<sup>dd</sup> Diogenes Laertius hat bei der Wiedergabe eines geistreichen Ausspruchs von ihm einen chronologischen Schnitzer gemacht, der zu meiner Überraschung erst sehr spät entdeckt worden ist. Die Gefäßtheit, mit der dieser Philosoph die Nachricht von seiner Verurteilung und vom Tod seiner Söhne aufnahm, läßt uns staunen. Es machte ihm nichts aus, fern der Heimat zu leben und zu sterben;<sup>ee</sup> und er wußte sehr genau, was die glücklichsten Lebensumstände sind (N). Einige Autoren erzählen, daß man ihn niemals lachen oder auch nur lächeln sah.<sup>ff</sup> Cicero legt ihm großen Ernst bei: »Groß war der Ruhm seines Ernstes und seines Geistes.«<sup>gg</sup> Er starb in Lampsakus, wo man ihm ein ehrenvolles Begräbnis und ein rühmendes Grabmal gab. Man ging sogar soweit, ihm einen Altar zu errichten. Kurz vor seinem Tod besuchten ihn die Honoratioren der Stadt und fragten ihn, ob er einen letzten Willen äußern wolle. Er antwortete ihnen, daß er weiter keinen Wunsch habe, außer daß man den Kindern erlaube, jedes Jahr in seinem Sterbemonat frei zu haben.<sup>hh</sup> So geschah es, und der Brauch hielt sich noch zu der Zeit des Diogenes Laertius. Es heißt, er sei 72 Jahre alt geworden.<sup>ii</sup> Unsicher bleibt, ob er die Lehre von der Vorherbestimmung vertreten hat. Er war der erste Philosoph, der Bücher veröffentlicht hat. Sokrates, der darin auf bestimmte Dinge zu treffen hoffte, war mit ihrer Lektüre nicht zufrieden. Das war anscheinend seine eigene Schuld (R), wie ich in den Betrachtungen zeigen werde, die ich über seine Ausführungen anstellen muß. Die Astronomie vernachlässigte er, u. a. deswegen, weil Anaxagoras, der sie höchst leidenschaftlich betrieben hatte, dabei arg auf Irrwege

<sup>dd</sup> In den Anmerkungen (C) und (D) des Artikels PERIKLES. (Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>ee</sup> Man sehe Anm. (M). (Diese Anmerkung nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>ff</sup> Aelian, *Var. histor.*, Buch VIII, Kap. 13. Plutarch, im *Leben des Perikles*.

<sup>gg</sup> Cicero, *Academ. quaest.*, Buch II, Kap. 23.

<sup>hh</sup> Diog. Laert., Buch II, Nr. 14. Man sehe Anm. (A), gegen Ende. (Diese Anmerkung nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>ii</sup> Ders., a. a. O., Nr. 76.

geraten war (S). Was man von seiner Abhandlung über die Sonnen- und Mondfinsternisse sagt, ist bemerkenswert. Man wird es gegen Ende der Anmerkung (B) des Artikels PERIKLES lesen.\* Vergessen wir nicht zu erwähnen, daß der Berg Mimas in der Nähe von Klazomenai der Ort war, von dem aus Anaxagoras die Sterne beobachtete.<sup>kk</sup> Noch weniger dürfen wir übergehen, daß die Kraft und die Erhabenheit seines Geistes, seine Arbeit, seine Hingabe und die Fülle seiner Entdeckungen ihn nur in Ungewißheit stürzten; denn er beklagt, daß alles voller Dunkelheit sei.<sup>ll</sup> Das war möglicherweise der Grund seiner Bemerkung, daß alles nur Meinung ist und daß die Dinge alles Beliebige sind, d. h. dieses oder jenes, je nachdem sie uns als dieses oder jenes erscheinen.<sup>mmm</sup> Obwohl er übrigens lehrte, daß die menschliche Seele ein Luftwesen ist,<sup>nn</sup> hielt er sie für unsterblich.<sup>oo</sup> Damit erwies er ihr mehr Ehre als der Welt, denn er zählte zu denen, die Himmel und Erde für vergänglich hielten;<sup>pp</sup> und auf die Frage, ob die Berge von Lampsakus eines Tages Teil des Meeres sein würden, antwortete er: »Ja, vorausgesetzt, daß ihnen genügend Zeit bleibt.«<sup>qq</sup> An anderer Stelle<sup>rr</sup> habe ich seine Ansicht über die Tierseele wiedergegeben. Es ist schade, daß er kein Freund des Demokrit gewesen ist und daß diese beiden großen Geister ihre Lehren nicht miteinander abgestimmt haben. Man hätte die Mängel der einen durch die Vorzüge der anderen beheben können; es bestand jedoch keine Verbindung zwischen ihnen. Anaxagoras war auf Demokrit nicht gut zu sprechen, weil ihm der Besuch bei diesem abgeschlagen wurde, den er

\* 〈Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.〉

kk Philostrat, *Vita Apollon.*, Buch II, Kap. 2.

ll Man sehe Anm. (G), gegen Ende.

mmm Aristoteles, *Metaphys.*, Buch III, Kap. 5, S. 671 G.

nn Theodoret., *De graec. affect.*, Sermo 5, S. 547.

oo Ders., a. a. O., S. 548.

pp Man sehe die Jesuiten von Coimbra zu Arist., *De caelo*, Buch I, Kap. 3, S. 65.

qq Diogen. Laert., Buch II, Nr. 10.

rr In Anm. (R) des Artikels PEREIRA. 〈Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.〉

gern gemacht hätte.<sup>ss</sup> Servius und Sidonius Apollinaris haben seine Lehren nicht gekannt. In den Ausführungen dieses Artikels wird man viele griechische Passagen finden. Das wird denen gefallen, die diese Sprache beherrschen und aufgrund des Originalwortlauts der als Zeugen herangezogenen Autoren über die Dinge urteilen wollen. Denen, die das Griechische nicht beherrschen, darf es nicht mißfallen, denn abgesehen davon, daß der Artikel dadurch für sie kürzer ausfällt, werden sie einen Abriss des Inhalts der griechischen Passagen auf französisch finden. Das sei ein für allemal gesagt. Um diesem Artikel nicht noch mehr zu überfrachten, habe ich einige chronologische Erörterungen, die hier erforderlich wären, an einen anderen Ort verwiesen.<sup>tt</sup>

*(A) Er überließ sein gesamtes Erbe seinen Verwandten.*

Schon bevor das Evangelium die Menschen lehrte, daß man auf die Welt und ihre Schätze verzichten muß, wenn man auf dem Weg zur Vollkommenheit zügig voranschreiten will, hat es Philosophen gegeben, die das begriffen und sich ihrer Güter entledigt haben, um sich freier dem Studium der Weisheit und der Erforschung der Wahrheit zu widmen. Sie hielten die Sorge um Familie und Erbe für Fesseln, die sie hinderten, zu dem Ziel voranzuschreiten, das unsere Liebe am meisten verdient. Zu ihnen zählten Anaxagoras und Demokrit.<sup>1</sup> »Wie«, sagt Cicero,<sup>2</sup> »glauben wir denn, daß es Homer oder irgendeinem anderen Gelehrten jemals an geistiger Freude und Genuß gefehlt hat? Wenn es so wäre, hätten dann Anaxagoras und eben dieser Demokrit ihre ererbten Felder aufgegeben und sich

<sup>ss</sup> Diogen. Laert., Buch II, Nr. 14.

<sup>tt</sup> In Anm. (A) des Artikels ARCHELAOS, der Philosoph. (Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>1</sup> Man sehe Anm. (B) des Artikels DEMOKRIT. (Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>2</sup> Cicero, *Tusc. disput.*, Buch V, gegen Ende.

aus vollem Herzen dieser göttlichen Freude des Lernens und Forschens hingegeben?« Einen derartigen Verzicht glaubt Anaxagoras dem Wissen zu schulden, das er erworben hatte, oder seinem ›Heil‹, wie er sich ausdrückte. (...) <sup>3</sup> Mit seiner gewohnten Ironie zeigt Sokrates, daß die Sophisten zu seiner Zeit mehr Weisheit besaßen als Anaxagoras, weil sie, statt wie er auf ihr Erbe zu verzichten, leidenschaftlich an ihrer Bereicherung arbeiteten, so enttäuscht waren sie von der Dummheit der alten Zeit und so überzeugt, daß man vor allem zu seinem eigenen Vorteil weise sein müsse, d. h. geschickt in der Anhäufung von Reichtum. <sup>4</sup> (...) Das erinnert mich an eine Unterscheidung, die ich bei Aristoteles gelesen habe. »Man sieht«, sagt er, <sup>5</sup> »daß Anaxagoras und Thales sowie andere Philosophen weise waren, aber nicht klug; denn sie haben außer Acht gelassen, was ihnen nützlich war. Sie wußten abstruse, erhabene, bewundernswerte, göttliche Dinge, die ihnen jedoch zu nichts dienten, denn sie suchten nicht die Güter und Vorteile dieses Lebens.« Das ist der Geschmack unzähliger Menschen: Sie verurteilen jede Beschäftigung, die nicht dazu beiträgt, ein Vermögen zu machen. Alles, was sich nicht um den Broterwerb dreht oder nicht dazu dient, den Kochtopf zu füllen, wie man heute sagt, erscheint ihnen eitel und überflüssig. <sup>7</sup> Anaxagoras stand der Denkweise dieser Leute ganz fern. Er überlies seine Ländereien der Fürsorge der Schafe, um sich ausschließlich mit Astronomie und Naturphilosophie zu befassen. Philon, <sup>8</sup> Plutarch, <sup>9</sup> Philostrat, <sup>10</sup> Himerius <sup>11</sup> und Suidas sprechen darüber. Wenn man auf die-

<sup>3</sup> Valerius Maximus, Buch VIII, Kap. 7, Nr. 6, extern.

<sup>4</sup> Platon, *Hippias maior* (und nicht *Phaidros*, wie Ménage zu Diog. Laert., Buch II, Nr. 6, S. 1246 sagt).

<sup>5</sup> Aristoteles, *Eudem. Ethik*, Buch V, Kap. 7, S. 184.

<sup>7</sup> Man sehe Ziffer VIII des *Entwurfs zu diesem Wörterbuch*, am Ende des letzten Bandes. (Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>8</sup> Philon, *De vita contemplativa*.

<sup>9</sup> Ich zitiere seine Worte in Anm. (B) des Artikels DEMOKRIT. (Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>10</sup> Philostrat, *Vita Apollon.*, Buch I, Kap. 8.

<sup>11</sup> Himer. bei Photios, S. 1088.

ses Thema kommt, kann man Demokrit und Krates schwerlich übergehen. Sogar die Kirchenväter erwähnen es;<sup>12</sup> der hl. Chrysostomos<sup>13</sup> erklärt jedoch, das Verhalten dieser Philosophen sei Torheit und Dummheit gewesen, nicht aber Verachtung des Reichtums. »Der Teufel«, sagt er weiter, »ist immer bestrebt gewesen, die Geschöpfe Gottes wegen ihrer Unfähigkeit, den richtigen Gebrauch von ihrem Geld zu machen, herabzusetzen und zu verleumden.« Heißt das nicht, es den Heiden mit gleicher Münze heimzuzahlen, die all die Christen, die auf ihr Erbe verzichteten und sich in die Einöde zurückzogen, als Narren und Verrückte behandelten?<sup>14</sup> So findet man in allem etwas Gutes oder etwas Schlechtes, je nach den Vorurteilen, von denen man geprägt ist. Man beachte, daß Apollonius von Tyana das Verhalten des Anaxagoras milde als das eines Philosophen kritisierte, der mehr auf den Vorteil der Tiere als der Menschen bedacht war.<sup>15</sup> Diese Kritik ist unfair, denn abgesehen von den Vorteilen, die öffentliche Weideflächen für die Menschen bedeuteten – ist es nicht klar, daß Anaxagoras mit Recht annahm, die von ihm aufgegebenen Ländereien würden von seinen Verwandten bewirtschaftet? (...). Eusebius urteilte mit mehr Billigkeit über Anaxagoras als Apollonius von Tyana, denn er spricht von der Aufgabe seiner Ländereien als einem Beweis dafür, daß seine Hingabe an die Naturphilosophie größer war als die aller anderen Philosophen. (...).<sup>16</sup>

Mir bleibt noch, einige Bemerkungen über die Uneigennützigkeit des Anaxagoras zu machen. Er war ein Mann, der öffentliche Ämter sehr gut wahrgenommen hätte, denn seine Ratschläge waren für den Regenten der Athener nicht nur sehr

<sup>12</sup> Laktanz, Buch III, Kap. 22. Origenes, *Contra Celsum*, Buch II.

<sup>13</sup> Man sehe seine 7. *Homilie* über die Apostelgeschichte, S. 67 der Ausgabe Paris 1636.

<sup>14</sup> Man sehe Rutilius Numatianus in seinem *Itinerarium*. Ich zitiere einige Worte von ihm weiter oben, am Ende der Anm. (E) des Artikels ADAMITEN. (Nicht aufgenommen in diese Sammlung. Hgg.)

<sup>15</sup> Philostr., *Vita Apollonii*, Buch I, Kap. 8. (...).

<sup>16</sup> Euseb., *Praeparat. evangel.*, Buch XIV, Kap. 14, S. 750.



hilfreich, sondern dieser hatte sie auch sehr nötig.<sup>17</sup> Dennoch dachte er niemals daran, sich in Regierungsangelegenheiten einzumischen; er wollte nie einen Vorteil aus der Autorität und dem Ansehen des Perikles ziehen, um zu Führungsstellen aufzusteigen. Er beschränkte sich auf philosophische Spekulationen und hütete sich sorgfältig vor dem Ehrgeiz, den unzählige andere Gelehrte nicht unterdrücken können, obwohl sie im Gegensatz zu ihm weder Kenntnis der politischen Angelegenheiten noch Fürsprache und Gunst der Mächtigen besitzen. Ich zweifle nicht, daß Cicero in erster Linie ihn zu den großen Persönlichkeiten gerechnet hat, von denen er sagt, es gereiche den Staaten zum Schaden, daß sie sich voll und ganz der Naturforschung gewidmet hätten. (...).<sup>18</sup> Nicht nur Ehrenstellen waren ihm gleichgültig, er kümmerte sich auch nicht darum, sich die notwendigen Subsistenzmittel zu verschaffen. Er schenkte den Gelegenheiten zum Erwerb eines Vermögens, die Ansehen und Freundschaft des Perikles ihm verschaffen konnten, ebensowenig Beachtung wie der Vorsorge für das Alter. Die Erforschung der Naturgeheimnisse absorbierten alle seine anderen Leidenschaften. Zuletzt merkte er, daß er in der Verachtung des Reichtums nicht so weit hätte gehen dürfen: Im Alter hatte er nichts, wovon er leben konnte. In dieser Notlage faßte er ruhig den Entschluß zu verhungern. Perikles erfuhr das jedoch und verhinderte es. Hören wir Plutarch:<sup>19</sup> »Mit seinem Reichtum unterstützte Perikles mehrere Arme, u. a. sogar Anaxagoras. Von ihm erzählt man, daß er sich im Alter von allen im Stich gelassen sah, da Perikles mit anderen Dingen so beschäftigt war, daß er keine Zeit hatte, an ihn zu denken. Anaxagoras verhüllte sein Haupt und legte sich mit dem Entschluß nieder, den Hungertod zu sterben. Als Perikles das erfuhr, eilte er sogleich in großer Sorge zu ihm und beschwor ihn so inständig, wie er

<sup>17</sup> Man sehe die Worte des Plutarch weiter unten in Fußn. (19).

<sup>18</sup> Cicero, *De oratore*, Buch III, Kap. 15 (und nicht Buch II, wie Ménage zu Diog. Laert., Buch II, Nr. 7 sagt), Blatt 91 B.

<sup>19</sup> Plutarch in der *Vita des Perikles*, S. 162. Ich bediene mich der Übersetzung Amyots.

nur konnte, wieder Lebensmut zu schöpfen; dabei beklagte er nicht Anaxagoras, sondern sich selbst, weil er einen so treuen und so weisen Berater in den Wechselfällen der Politik verliere. Da deckte Anaxagoras sein Gesicht auf und sagte: »Wer das Licht einer Lampe braucht, Perikles, füllt Öl nach, um sie am Brennen zu halten.« Wollt ihr einen weiteren Beweis dafür, daß dieser Philosoph wenig Ehrgeiz hatte? Man bot ihm an, sein Andenken auf jede gewünschte Weise zu ehren. Er aber lehnte jeden Gunsterweis ab und bat nur darum, daß sein Todestag ein Feiertag für die Schulkinder werde. (...).<sup>20</sup> War das nicht gleichbedeutend mit dem Wunsch, daß sein Tod für viele ein Grund zur Freude und nicht zur Trauer sei? Und zeigt sich hierin nicht äußerste Verachtung für alles, was die Eitelkeit der Sterblichen am meisten aufbläht?

Wir wollen zwei kurze Betrachtungen über diese Stelle der Perikles-Biographie anstellen. Sie lehrt uns, daß Anaxagoras sich sehr wohl auf die Politik verstand, obwohl er nur die spekulative Philosophie lehrte. Warum sollten wir also nicht glauben, daß er die Abhandlung *De regno* verfaßt hat, aus der Aelian zitiert?<sup>21</sup> Angenommen, sie stammte von einem andren Anaxagoras, wie Meursius und Ménage glauben,<sup>22</sup> so ist es dennoch wahr, daß der von Ménage dafür genannte Grund schwach ist.<sup>23</sup> Er hätte das selbst eingesehen, wenn er sich an jene Stelle bei Plutarch erinnert hätte. Soweit meine erste Betrachtung. Die zweite ist, daß das Alter, das man unserem Philosophen beilegt, nicht zu den Zeugnissen stimmt, die besagen, er sei mit zwanzig Jahren nach Athen gekommen und habe dort dreißig Jahre gelebt. Danach hätte Perikles den von Plutarch erwähnten Besuch machen müssen, noch bevor Anaxagoras älter als fünfzig war. (...).

<sup>20</sup> Ders., in *Praecept. reip. gerendae*, S. 820 D. Wie man im Corpus des Artikels sieht, schildert Diog. Laert. die Umstände ein wenig anders.

<sup>21</sup> Aelian, *Var. hist.*, Buch IV, Kap. 14.

<sup>22</sup> Man sehe die Anmerkungen von Kuhn zu dieser Stelle bei Aelian.

<sup>23</sup> »Es war daher ein anderer Anaxagoras usw.« Ménage zu Diog. Laert., Buch II, Nr. 7. Er leitet diese Schlußfolgerung daraus ab, daß Anaxagoras sich nicht mit Politik befaßt hat.